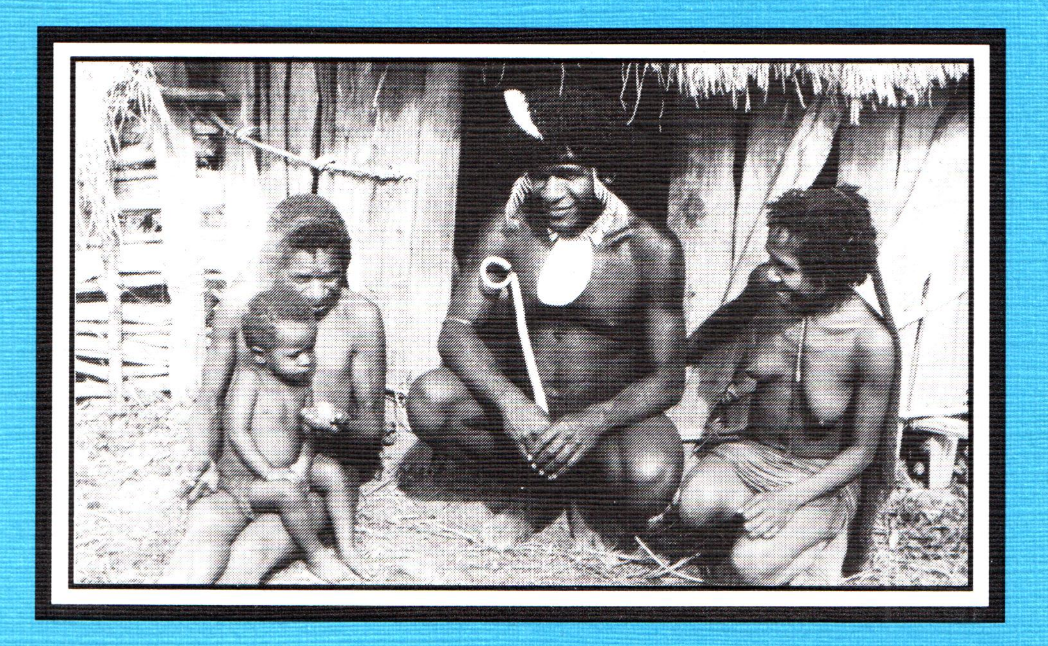
KITA

Das Magazin der Deutsch-Indonesischen Gesellschaft



2-96

Hauptthema:
Irian Jaya

Impressum

Titel: KITA - Das Magazin der Deutsch-Indonesischen Gesellschaft

Herausgeber: Deutsch-Indonesische Gesellschaft e.V. Köln

Redaktion: Helga Blazy (v.i.s.d.p.), Hiltrud Cordes, Hendra Pasuhuk
Anschrift: Redaktion KITA c/o Helga Blazy,
Hermann-Pflaume-Str. 39, 50933 Köln, Telefon (0221) 497 11 91, Telefax (0221) 497 36 25

Verlag: OMIMEE Intercultural Publishers, Postfach 50 17 06, 50977 Köln; Gestaltung & Realisation: Jörg & Sabine Berchem

Erscheinungstermine 1996:

○ Heft 3/96: 15. Dezember
(Redaktionsschluß: 15. November; Hauptthema: Kultur im Wandel)

Anzeigen: Preisliste auf Anfrage

Bezugsbedingungen: siehe Bestellkarte im Heft

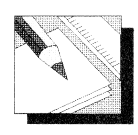
Nachdruck und Vervielfältigung:
Nachdrucke, auch auszugsweise, sind mit Quellenangabe erlaubt, soweit nicht anders gekennzeichnet. Wir bitten um ein Belegexemplar.

Titelbild: Dani-Familie, Irian Jaya; Foto: Gunter Konrad.

Die im Heft abgedruckten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion oder des Verlags wieder.

ISSN 0948 - 3314

Inhalt



Gedanken zum Thema

von Karl Mertes

“Ich komme aus der Steinzeit” — so lautete der Titel eines Buchs des bekannten Abenteurers Heinrich Harrer, in dem er seine Eindrücke einer Expedition im Jahre 1962 durch Westirian beschrieb. Bis heute ist unser Bild von der Insel Neuguinea und ihren Bewohnern durch das Klischee der Steinzeit mit primitiven Kulturen und wildem Dschungel geprägt.

Vor zwanzig Jahren war ich zum erstenmal in Irian Jaya, wie die Indonesier den westlichen Teil der Insel Neuguinea als ihre Provinz nennen. Damals gab es kaum Touristen, man mußte in Jakarta noch eine Sondergenehmigung einholen und die Anreise war zeitaufwendig und anstrengend. Auch meine Vorstellungen waren von dem “Steinzeitbild” geprägt; etwas Wildes, Unbekanntes, Abenteuerliches erwartete ich. Verläßliche Informationen gab es nicht viele und eine gezielte Reiseplanung ließ sich kaum anstellen.

Die Tour führte mich über Biak nach Jayapura und schließlich in das berühmte Baliem-Tal nach Wamena und Umgebung. Ich habe einen bewegten und bewegenden Aufenthalt von knapp zwei Wochen in Erinnerung: Die Infrastruktur für Reisende war dann doch ganz gut, und es waren vor allem die Missionsstationen, die das Rückgrat und die Organisation der Fahrt gewährleisteten. Die Begegnung mit den ausgesprochen freundlichen und unkomplizierten Menschen, den Dani, habe ich sehr positiv erfahren, wenn auch die Verständigung stets nur mit fremder Hilfe oder mit Händen und Füßen möglich war.

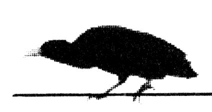
Bemerkenswert war, daß die ganze Reise dennoch fast so wie unter einer Käseglocke stattfand. In dem seinerzeit noch kleinen Städtchen Jayapura — der Provinzhauptstadt — war das Bild von ziemlich vielen Fremden einerseits und wenigen Einheimischen andererseits geprägt, die nahezu orientierungslos in den Straßen herumliefen. Im Hochland von Wamena war dann schwer auszumachen, ob eher ich selbst das Objekt neugieriger Beobachtung war oder ob ich mich nicht zu aufdringlich in der Betrachtung des mir Ungewohnten verlor. Gegensätze taten sich auf, Widersprüche wurden offenbar: Was will ich eigentlich hier, bin ich nicht ein ungebetener Eindringling, wem bringen die Begegnungen was ...?

In der Rückschau verklärt sich diese Reise jedoch mittlerweile fast zu etwas Romantischem. Denn die Situation im heutigen Irian Jaya unterscheidet sich doch erheblich von meinen Eindrücken vor zwei Jahrzehnten. Zunächst hat die indonesische Transmigrationspolitik dazu beigetragen, daß immer mehr Siedler von anderen Inseln den Lebensraum der Einheimischen einschränken. Eine offensichtlich ungehemmte Abholzung der über weite Strecken noch intakten Regenwälder beeinträchtigt den Lebensraum der Menschen, der Flora und Fauna, hat womöglich Auswirkungen auf das Klima; und die Nutznießer sind in erster Linie die auswärtigen Inhaber der Konzessionen. Der Abbau von Erzen und anderen Bodenschätzen erfolgt derart rücksichtslos, daß fraglich ist, wem Nutzen daraus erwächst. Und die Einheimischen versuchen über eine Bewegung, die letztlich auch die Loslösung von Indonesien propagiert, Widerstand gegen derartige Fremdbestimmung zu leisten: Die OPM — *Organsiasasi Papua Merdeka* / ‘Bewegung Freies Papua’ — hat vor einigen Monaten Schlagzeilen mit der Entführung einiger Wissenschaftler gemacht. Ihr Interesse war, durch diese spektakuläre Aktion die Aufmerksamkeit der internationalen Öffentlichkeit auf die vermeintliche Steinzeitregion zu lenken. Und die ist doch schon mit *High-Tech*-Industrie und der sogenannten Zivilisation konfrontiert, ohne daß die Bewohner selbständig bestimmen könnten, was aus ihrer Heimat wird.

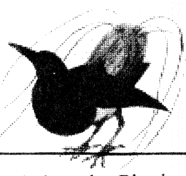
Irian Jaya ist also beileibe nicht das Paradies auf Erden, wo Lebensbedingungen von vor zigtausend Jahren wie im Reagenzglas zu beobachten sind. Irian Jaya ist heute ein Teil Indonesiens, in dem Gegensätze aufeinanderprallen. Indigene Völker werden in Lebens- und Arbeitsbedingungen katapultiert, zu denen sie keinerlei Bezug haben (können); die Insel wird als attraktive Abbaustelle für Rohstoffe ausgebeutet und politisch motivierter Widerspruch wird unterdrückt.

Touristen gibt es weiterhin, und noch immer wird von den Veranstaltern mit dem Steinzeitimage geworben. Abenteuerlust wird beim Reisenden vorausgesetzt, und dafür soll er schließlich etwas geboten bekommen. Der Blick bleibt oft genug verklärt, der Blick in die vermeintliche Steinzeit, die teilweise gehütet und gepflegt wird, um den Blick auf die Realitäten des Alltags zu verwischen. ◆

A. R. Wallace



Die Paradiesvögel



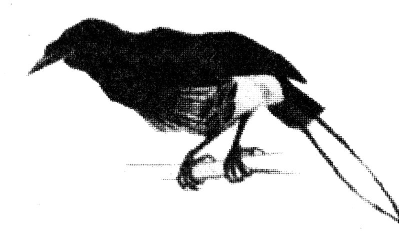
A. R. Wallace, mit Darwin Begründer der modernen Abstammungslehre und einer der Pioniere der Zoogeographie, bereiste von 1854 bis 1862 den Malaiischen Archipel von Singapur bis Neuguinea.

Mein erstes Geschäft bestand darin, nach Leuten zu schicken, welche gewohnt waren, Paradiesvögel zu fangen. Es kamen mehrere von ihnen, und ich zeigte ihnen meine Äxte, Beile, Messer und Tücher und setzte ihnen, so gut ich es vermittelst Zeichen konnte, auseinander, wieviel ich für frisch getötete Exemplare geben würde. Es ist allgemeiner Brauch, alles im voraus zu zahlen, aber nur ein Mann wagte es, bei dieser Gelegenheit Waren im Werte von zwei Vögeln zu nehmen. Die übrigen waren argwöhnisch und wollten erst das Resultat des ersten Handels mit dem fremdartigen weißen Manne, dem einzigen, der jemals auf ihre Insel gekommen war, abwarten. Nach drei Tagen brachte mir der Mann den ersten Vogel, ein sehr schönes Exemplar und lebend, aber in einen kleinen Sack eingebunden und infolgedessen mit sehr zerdrückten und verletzten Schwanz- und Flügelfedern. Ich versuchte auseinanderzusetzen, daß ich sie in so vollkommenen Zustand wie nur möglich brauchte, und daß sie die Vögel entweder töten oder auf einer Sitzstange mit einer Schlinge an den Beinen aufbewahren sollten. Nun nahmen sechs andere Waren an, einige für einen Vogel, und einer sogar für sechs. Sie sagten, sie müßten einen weiten Weg gehen und sie würden, sobald sie welche gefangen hätten, zurückkommen. Da sie die Vögel weit weg im Walde fingen, so kamen sie kaum jemals mit einem, sondern pflegten den ersten an einem Bein an einen Stock zu binden, um ihn in ihrem Hause aufzubewahren, bis sie einen zweiten gefangen hatten. Das arme Geschöpf machte heftige Anstrengungen zu entfliehen, kam unter die Asche oder hing an einem Bein, bis das Glied angeschwollen und halb verfault war, und starb manchmal vor Hunger und Qual. Einer hatte seinen schönen Kopf ganz mit Pech von einer *Dammar*-Fackel besudelt; ein anderer war schon so lange tot, daß seine Bauchdecke grün geworden war. Glücklicherweise jedoch sind Haut und Gefieder dieser Vögel so fest und stark, daß sie es besser als irgendeine andere Art vertragen, gewaschen und gereinigt zu werden, und ich war gewöhnlich imstande, sie so gut zu reinigen, daß kein sichtbarer Unterschied zwischen diesen und jenen, welche ich selbst geschossen hatte, zu bemerken war.

Einige wurden mir an demselben Tage gebracht, an dem sie gefangen waren, und ich hatte Gelegenheit, sie in all ihrer Schönheit und Lebhaftigkeit zu beobachten. Sobald sie mir nun gewöhnlich lebend gebracht wurden, ließ ich von ei-

nem meiner Leute einen großen Bambuskäfig mit Gefäßen für Futter und Wasser anfertigen, in der Hoffnung, einige von ihnen lebend erhalten zu können. Ich ließ mir ferner von den Eingeborenen Zweige mit einer Frucht, welche die Tiere lieben, bringen und war sehr erfreut, als sie dieselbe gierig fraßen und auch eine Menge lebender Grashüpfer, die ich ihnen gab, nachdem sie die Beine und Flügel abgerissen, verschlangen. Sie tranken viel Wasser und waren in beständiger Bewegung, sprangen in dem Käfig von Stange zu Stange umher und blieben am ersten Tag, bis die Nacht einbrach, kaum einen Moment still. Am zweiten waren sie stets weniger lebhaft, auch wenn sie noch ebenso eifrig wie vorher fraßen; aber am Morgen des dritten Tages fand ich sie fast stets tot auf dem Boden des Käfigs ohne irgendeine sichtbare Ursache. Einige von ihnen nahmen gekochten Reis ebenso gern wie Früchte und Insekten; aber von zehn, mit denen ich es nacheinander versucht hatte, lebte nicht einer länger als drei Tage. Am zweiten oder dritten Tag fand ich sie teilnahmslos, und in mehreren Fällen wurden sie von Zuckungen befallen, stürzten von der Sitzstange herab und starben wenige Stunden danach. Ich versuchte es mit Vögeln, die ihr volles Gefieder hatten und mit solchen, welche noch nicht ganz befiedert waren, aber mit demselben Mißerfolg und gab es zuletzt als eine hoffnungslose Aufgabe auf und beschränkte meine Aufmerksamkeit darauf, die Tiere in so gutem Zustande wie möglich aufzubewahren.

Die roten Paradiesvögel werden hier nicht mit stumpfen Pfeilen geschossen wie auf den Aru-Inseln und in einigen Teilen von Neuguinea, sondern sie werden in einer sinnreichen Art mit Schlingen gefangen. Ein großer kletternder Arum (Zehrwurz) trägt eine rote, netzartige Frucht, welche die Vögel sehr lieben. Die Jäger befestigen diese Frucht an einem starken, gabelartigen Stocke und versehen sich mit einer dünnen, aber festen Schnur. Dann suchen sie einige Bäume im Walde, auf welchen diese Vögel gewöhnlich sitzen, klettern hinauf, befestigen den Stock an einem Zweig und legen die Schnur so geschickt in eine Schlinge, daß, wenn der Vogel die Frucht fressen will, seine Beine gefangen werden, und wenn man an dem Ende des Taues, welches bis zur Erde reicht, zieht, dieses von den Zweigen frei wird und den Vogel mit herunter bringt. Es gibt nur acht bis zehn Leute in Bessir, welche diese Kunst ausüben, die sonst auf der Insel ganz unbekannt ist. Ich beschloß daher, so lange als möglich dort zu bleiben, da es mir die einzige Aussicht bot, eine gute Reihe von Exemplaren zu erhalten; und obgleich ich fast verhungerte, da alles für einen zivilisierten Men-



schen Eßbare spärlich oder gar nicht zu haben war, so gelang es mir doch endlich.

Als die ersten europäischen Reisenden die Molukken erreichten, um Gewürznelken und Muskatnüsse zu suchen, damals seltene und wertvolle Spezereien, wurden sie mit getrockneten Vogelbälgen beschenkt, die so seltsam und schön waren, daß sie die Bewunderung selbst jener nach Reichtum jagenden Seefahrer erregten. Die malaiischen Händler gaben ihnen den Namen *manuk dewata* oder "Göttervögel"; und die Portugiesen nannten sie, da sie sahen, daß sie weder Füße noch Flügel hatten, und da sie nicht imstande waren, irgend etwas authentisches über sie zu erfahren, *passaros de sol* oder "Sonnenvögel", während die gelehrten Holländer, welche lateinisch schrieben, sie *avis paradiseus* oder "Paradiesvögel" hießen. John van Linschoten gab ihnen im Jahr 1598 diesen Namen, und er erzählt uns, daß niemand die Vögel lebend gesehen hat, denn sie leben in der Luft, wenden sich stets gegen die Sonne und lassen sich vor ihrem Tode nie auf die Erde nieder; sie haben weder Füße noch Flügel, wie man, so fügt er hinzu, an den Vögeln, die nach Indien gebracht wurden, sehen kann; aber da sie zu jener Zeit sehr teuer waren, so wurden sie in Europa selten gesehen. Mehr als hundert Jahre später sah Herr William Funnel, der Dampier begleitete und einen Bericht über die Reise geschrieben hat, mehrere Exemplare auf Amboina, und man sagte ihm, daß sie nach Banda kämen, um Muskatnüsse zu essen, welche sie berauschten und sie besinnungslos niederfallen machten, worauf sie von Ameisen getötet würden. Bis zum Jahre 1760, als Linné die größte Art *Paradisea apoda* (fußloser Paradiesvogel) benannte, war kein vollkommenes Exemplar in Europa gesehen worden, und man wußte absolut nichts über sie, und selbst jetzt, hundert Jahre später, führen die meisten Bücher an, daß sie jährlich nach Ternate, Banda oder Amboina wandern, während es doch Tatsache ist, daß sie auf diesen Inseln in wildem Zustande ebenso unbekannt sind wie in England. Linné war auch mit einer kleinen Art bekannt, welche er *Paradisea regia* (König-Paradiesvogel) nannte, und seitdem hat man neun oder zehn weitere Arten kennengelernt, die alle zuerst nach von Wilden auf Neuguinea aufbewahrten Bälgen beschrieben wurden und gewöhnlich mehr oder weniger unvollkommen waren. Diese sind jetzt im malaiischen Archipel alle als *burong mati* oder 'tote Vögel' bekannt, was sagen soll, daß die malaiischen Händler sie nie lebend gesehen haben.

Die *Paradiseidae* bilden eine Gruppe mäßig großer Vögel, in ihrem Bau und ihren Gewohnheiten Krähen, Staren und den australischen Honigsaugern verwandt; aber sie sind durch eine außerordentliche Entwicklung des Gefieders, welches an Schönheit von keiner anderen Vogelfamilie erreicht wird, charakterisiert. Bei mehreren Arten gehen große Büschel zarter, prächtig gefärbter Federn an jeder Seite des Körpers von unter den Flügeln aus und bilden Schweife, Fächer oder Schilde; und die Mittelfedern des Schwanzes sind oft in Strahlen ver-

längert, die in phantastischen Formen gedreht oder mit den brillantesten metallischen Farben geziert sind.

Der große Paradiesvogel (*Paradisea apoda* von Linné) ist die größte bekannte Art, gewöhnlich siebzehn bis achtzehn Zoll vom Schnabel bis zur Schwanzspitze. Der Körper, die Flügel und der Schwanz sind von einem reichen Kaffeebraun, welches sich auf der Brust in ein Schwarzviolett oder Purpurbraun vertieft; die ganze Spitze des Kopfes und der Nacken sind von einem außerordentlich zarten Gelb, mit kurzen und dicht aneinander stehenden Federn, so daß sie aussehen wie Plüsch oder Sammet; der untere Teil der Kehle bis ans Auge ist mit schuppigen Federn von smaragdgrüner Farbe mit schönem metallischem Glanze bekleidet, und sammetartige Federn von einem noch tieferen Grün erstrecken sich in einem Bande quer über die Stirn und das Kinn bis ans Auge, welches glänzend gelb ist. Der Schnabel ist bleiblau, und die ziemlich großen, starken und gut geformten Füße sind graurötlich. Die beiden Mittelfedern des Schwanzes haben keine Fahnen, bis auf eine sehr kleine an der Basis und an der äußersten Spitze, und bilden drahtähnliche Federstrahlen, die sich in einer eleganten doppelten Biegung ausbreiten und zwischen vierundzwanzig bis vierunddreißig Zoll Länge variieren. Von jeder Seite des Körpers unter den Schwingen geht ein dichtes, oft zwei Fuß langes Büschel zarter Federn von der intensivsten goldgrünen Farbe aus, das sehr glänzt, gegen die Spitze hin aber in ein Blaßbraun übergeht. Dieser Federbusch kann willkürlich aufgerichtet und ausgebreitet werden, so daß er fast den Körper des Vogels verbirgt.



Diese prächtigen Zierden sind gänzlich auf das männliche Geschlecht beschränkt, während das Weibchen nur ein sehr einfacher und gewöhnlich aussehender Vogel von einförmiger, kaffeebrau-



ner Farbe, welche nie wechselt, ist.

Der große Paradiesvogel ist sehr lebhaft und kräftig und scheint den ganzen Tag über in ständiger Bewegung zu sein. Er kommt sehr viel vor; kleine Flügel von Weibchen und jungen Männchen findet man immer; und wenn auch die Vögel mit vollem Gefieder weniger zahlreich sind, so beweisen doch ihre lauten Rufe, welche man täglich hört, daß auch sie in Menge vorhanden. Ihr Ruf ist "Wawk-wawk-wawk", und er ist so laut und schrill, daß man ihn in großer Entfernung hört und daß er das hauptsächlichste und charakteristischste Tiergeräusch abgibt. Sobald die Eingeborenen sehen, daß die Vögel einen Baum bestimmt haben, auf welchem sie sich versammeln, bauen sie ein kleines Dach von Palmblättern an einem passenden Platze unter den Zweigen, und der Jäger verbirgt sich vor Tagesanbruch, mit seinem Bogen und einer Anzahl in einem runden Knopf endenden Pfeilen bewaffnet, unter demselben. Ein Knabe wartet am Fuße des Baumes, und wenn die Vögel im Sonnenaufgang kommen, sich genügend viele versammelt haben und zu tanzen anfangen, schießt der Jäger seinen stumpfen Pfeil so stark ab, daß der Vogel betäubt herunterfällt und von dem Knaben gefangen oder getötet wird, ohne daß ein Tropfen Blut auf das Gefieder spritzt. Die übrigen nehmen keine Notiz davon und fallen einer nach dem anderen, bis einige von ihnen in Angst geraten.

Die Eingeborenen präparieren sie auf folgende Weise: Sie amputieren Flügel und Füße, balgen dann den Körper bis zum Schnabel hinauf ab und nehmen das Gehirn heraus. Darauf wird ein starker Stock hindurchgestoßen, der aus dem Mund herauskommt, dieser mit einigen Blättern umwickelt, das Ganze in eine Palmen-Blütenscheide gelegt und in der rauchigen Hütte getrocknet. Bei dieser

Behandlung schrumpft der Kopf, welcher in Wirklichkeit groß ist, auf fast nichts zusammen, der Körper wird sehr verändert und verkürzt, und das wallende Gefieder kommt am meisten zur Geltung. Einige dieser von den Eingeborenen gefertigten Bälge sind sehr rein, und oft werden Flügel und Füße daran gelassen, andere dagegen sind furchtbar von Rauch beschmutzt, und alle geben eine irrtümliche Idee von den Proportionen des lebenden Vogels. Die echten Paradiesvögel sind omnivor, sie ernähren sich von Früchten und Insekten — von den ersteren lieben sie die kleinen Feigen; von den letzteren Grashüpfer, Heuschrecken, wie auch Schaben und Raupen.

Als ich im Jahr 1862 nach Hause zurückkehrte, war ich so glücklich, in Singapur zwei erwachsene Männchen des kleinen Paradiesvogels (*Paradisea papuana*) zu finden, und da sie wohl zu sein schienen und gefräßig Reis, Bananen und Schaben nahmen, entschloß ich mich, den sehr hohen Preis, der dafür gefordert wurde (100 Pfund Sterling) zu bezahlen und sie mit mir auf der Überlandsroute unter meiner eigenen Aufsicht nach England zu nehmen. Auf meinem Heimwege hielt ich mich eine Woche in Bombay auf, um eine Pause zu machen und einen frischen Vorrat von Bananen für die Vögel einzunehmen. Es machte mir jedoch große Schwierigkeiten, sie mit Insektennahrung zu versehen, denn auf den *"Peninsular and oriental steamers"* waren Schaben selten, und nur dadurch, daß ich Fallen in den Vorratsräumen aufstellte und jeden Abend eine Stunde an dem Vorderkastell jagte, konnte ich ein paar Dutzend dieser Geschöpfe bekommen — kaum genug für eine einzige Mahlzeit. Auf Malta, wo wir uns vierzehn Tage aufhielten, bekam ich viele Schaben aus einer Bäckerei, und als ich von da fortging, nahm ich mir verschiedene Bisquitbüchsen voll als Proviant für die Heimreise mit. Wir kamen im März durch das mittelländische Meer und hatten dort sehr kalten Wind; der einzige Platz an Bord des Postdampfschiffes, wo der große Käfig passend hingestellt werden konnte, war einem starken Luftstrom aus einer Luke ausgesetzt, doch schienen die Vögel die Kälte nicht zu empfinden. Während der Nachtreise von Marseille nach Paris herrschte ein strenger Frost, allein sie kamen in London vollkommen gesund an, lebten jahrelang im Zoologischen Garten und entfalteten, von den Zuschauern bewundert, oft ihr schönes Gefieder. Es ergibt sich daraus, daß die Paradiesvögel sehr widerstandsfähig sind und Luft und Bewegung mehr bedürfen als Hitze; und ich bin überzeugt, daß, wenn ihnen ein hübsch großes Vogelhaus zugeteilt werden könnte, oder wenn sie frei in der tropischen Abteilung des Crystal Palace oder in dem großen Palmenhause von Kew herumfliegen könnten, sie viele Jahre bei uns leben würden. ◆

Gottfried Oosterwal

Zwischen gestern und morgen (von 1961 aus gesehen)

Prof. Oosterwal, Ethnologe und Sozialgeograph, reiste 1957 als Missionar der Advent-Mission nach Neuguinea. Dort unternahm er eine ethnologische Feldforschung zum oberen Tor-Gebiet. 1961 veröffentlichte er einen Bericht seiner Forschungen unter dem Titel *"Papoea's, mensen zoals wij. De kultuur van een natuurvolk"*.

Nach dem Zweiten Weltkrieg sollten einige Papua der Insel Neuguinea einen eigenen Namen geben. Man schlug vor, die Insel "Irian" zu nennen. Zur Zeit der niederländischen Verwaltung bürgerte sich dieser Name jedoch nicht ein, vor allem, weil "Irian" in den mehr als dreihundert Sprachen der Insel immer etwas anderes bedeutet. Auf der Insel Japen bedeutet "Irian" "Geburtsland", in Merauke im Südwesten bedeutet es "hoch erhabenes Volk", auf den im Südwesten vorgelagerten Inseln bedeutet es "Sklavenbande".

Die indonesische Regierung hatte gegen "Irian" nichts einzuwenden und verwendet diese Bezeichnung schon seit vielen Jahren. Der offizielle Name für das frühere niederländische Gebiet ist heute "Irian Barat".

In der Nähe der Mündung des Fuwin in den Tor liegt das Dörfchen Fuwinfareh. Der Name bedeutet "Fuwinmündung", und eine Reihe von Dorfnamen im Inland von Nordneuguinea werden mit "-fareh" gebildet, zum Beispiel Gwattefareh, Messentifareh, Urbefareh.

Das Dorf Fuwinfareh erreicht man, wenn man mit einem ausgehöhlten Baumstamm den Tor hinauffährt. Allerdings braucht man einen starken Außenbordmotor, denn der Tor — neben dem Mamberano der einzige große, befahrbare Zugang von der Nordküste ins Innere — ist ein mächtiger und stark strömender Fluß. Oberhalb von Fuwinfareh ist die Strömung zu stark, um mit einer Prau zu fahren; außerdem ändert sich das Bett des Tor in seinem Oberlauf dauernd, daher finden sich oberhalb von Fuwinfareh keine Dörfer mehr. Diesem Umstand verdankt Fuwinfareh, das etwa auf der Grenze zwischen dem Gebiet der Waf und der Beeuw liegt, seine große Bedeutung: Es ist ein Treffpunkt für alle, die den Tor hinauf- und hinunterfahren; die Waf und Beeuw gehen in dieser Gegend auf die Jagd oder holen Sago; die Daranto und Bora-Bora bauen dort ihre Flöße. Es sind ausschließlich diese Reisenden, die in Fuwinfareh übernachten. Das Dorf ist sonst leer. Fuwinfareh ist nämlich ein "Hoteldorf", das nur zu dem Zweck gebaut wurde, Reisenden eine Unterkunft zu bieten. In dieser Gegend kommen solche

Dörfer häufig vor. Denn die bewohnten Dörfer liegen einige Tagesreisen auseinander; unterwegs kann man dann in einem solchen Hoteldorf übernachten.

In solch einem Dorf ist alles vorhanden, was man für ein paar Tage braucht; es gibt vier bis fünf auf Pfählen gebaute Häuschen mit einem Blätterdach, in denen man schlafen kann. In den Blättern des Daches stecken hölzerne Sagogabeln und -spachteln zum Rühren des Sagos. Dort hängen auch aus Blättern gefaltete Körbchen, um darin Nahrung zu kochen. Auf den Boden liegen ein paar große Steine, die benutzt werden, um Wasser zu erhitzen. Das ist die Küchenausrüstung. Jeder, gleichgültig, welchem Stamm er angehört, kann alles benutzen. Manchmal findet man bei solchen Dörfern auch Bananen-, Melonenbäume und Blattgemüse, und wer Hunger hat, darf davon essen, auch ein Feind. Nur das Feuerzeug trägt jeder bei sich, meistens in einem aus Fasern geknüpften Netz um den Hals, manche aber auch im durchbohrten Ohrläppchen. So trug etwa Barnebettiet dort eine kunstvoll bearbeitete Bambushülse mit ein paar Tabakblättern, ein wenig Kalk, einem glasierten Steinchen und einem kleinen Knäuel roter Baumwollfäden. Er rieb das Steinchen zusammen mit den Baumwollfasern kräftig an der Bambushülse, bis durch einen Funken die Baumwolle Feuer fing.

In Fuwinfareh traf ich eine sehr gemischte Gesellschaft: Es waren dort einige Beeuw, einige Mitglieder des Darantostammes, und auch ein Waf: Dantar. Norbessie, einer der Beeuw, war schon einige Male mit Holländern in Berührung gekommen und hatte sich einen kleinen Wortschatz angeeignet. Wenn er unterwegs von Blutegeln geplagt wurde, rief er "Schweinerei", wenn ihm mein Gepäck zu schwer wurde, brummte er "Schweinerei" vor sich hin, und wenn er abends meinen Reis kochte, sang er in reinem Holländisch "Schweinerei, Schweinerei".

Dantar weihte mich in die Geheimnisse des Waldes ein, in die der Fische und die der Jagd. Wie ein Vater seinem Kind half er mir zuweilen über die dünnen, glitschigen Baumstämme, die als "Brücken" über Flüssen und Schluchten liegen. Wie ein guter Freund erzählte er mir von den Menschen und den Dingen, mit denen sie sich beschäftigten.

Es regnete, als ich in Fuwinfareh eintraf; zwei Tage später regnete es noch immer. Das Wasser im Fuwin und im Tor stieg meterweise. Es blieb uns nichts anderes übrig als eine Woche zu warten. Schließlich ging es weiter. Die beiden Männer aus dem Darantostamm gingen voran. Über ihre linke Schulter trugen sie Pfeil und Bogen, in der rechten Hand hielten sie ein Buschmesser, mit dem sie einen Pfad durch den Urwald bahnten. Hinter ihnen marschierte ich, und dann folgten die anderen, ebenfalls mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Jedoch war das Tempo meiner Führer so rasch, daß ich in einen Laufschritt verfallen mußte, um sie nicht zu verlieren, und dennoch entschwanden sie mir noch zu oft. Im dichten Gestrüpp entdeckt ihr geübtes Auge dauernd kleine Öffnungen, durch die sie blitzschnell schlüpften. Niemals gingen sie länger als eine Minute in einer Richtung,

vielmehr führte der Weg im Zickzack durch den dunklen Wald. Anfänglich wußte ich beinah nie, ob mein Vordermann nach rechts oder links abgebogen war, denn ich sah keine Öffnung, sondern nur eine hohe grüne Mauer vor mir. Ich schrie dann, sie möchten warten und schämte mich zugleich, weil ich nicht einmal imstande war, hinter ihnen her zu gehen. Bei ihnen kann das jedes Kind! Wenn ich versuchte, mit dem Augen meinem Vordermann zu folgen, stieß ich plötzlich gegen einen Zweig mit hunderten kleiner Dornen, und wenn man diesen, die fein wie Spinnweben zu Boden hängen, ausweichen will, stolpert man bestimmt über tausende von Wurzeln. Während eines solchen, endlos erscheinenden Marsches fällt man hin, stößt sich, gleitet aus und wird von Blutegeln gepeinigt.

Nach einem Marsch von einigen hundert Kilometern hatte ich gelernt, mich im Urwald zu bewegen. Man sieht dann auch Öffnungen im Gestrüpp, und man weiß etwa, in welcher Richtung man geht. Dann bemerkt man auch plötzlich, daß der offenbar so undurchdringliche Urwald von "Wegen" durchkreuzt wird: Ein Zweig ist umgeknickt, um anzudeuten, daß der Weg sich gabelt; ein Stück Rinde ist aus einem Baumstamm gehackt, oder es steckt ein abgehauener Zweig im Gesträuch, um dem Reisenden den Weg anzuzeigen.

Seinen Kopf herunter, ein guter Beginn,
seine Arme und Beine abgeschnitten
mit einem Bambusholz, das ist wirklich scharf;
wenn dein Blut auf die Erde tropft, wird es regnen,
sie werden es erfahren, die Menschen aus den Wäldern.
Von deinem Blut, mein Freund,
werden die Brotfruchtbäume wachsen
und den Menschen Nahrung schenken.
Schlagt auf die Trommeln. Singt das Lied.
Ist es nicht mein Fest und das von Muru?
Töte mich noch nicht, ich habe noch viel zu singen.

Während der holländischen Herrschaft über Neuguinea war etwa 80 Prozent der Papua-Bevölkerung mit der Verwaltung oder der Mission in Berührung gekommen. Die indonesische Regierung plant, diesen Kontakt zu erweitern und zu verstärken. Die Naidjbeedj, die Murinjerwa und Dobbéra werden daher bald aus ihrer langjährigen Isolierung in die große Völkergemeinschaft eingeführt werden.

Radikale Veränderungen werden die Folge sein, da der alte Lebensabschnitt in seiner Ganzheit berührt wird. Jeder Brauch und jede Handlung sind hier nun einmal unverbrüchlich mit anderen verbunden. Wer etwa den Landbau verbessern will, rührt an tief eingewurzelte, religiöse Begriffe. Beim Roden eines Stück Waldes darf zum Beispiel niemals der *seraaij*-Baum gefällt werden, weil die Geister der Verstorbenen durch diesen Baum zum Himmel aufsteigen. Bestimmte Teile des Bodens dürfen überhaupt nicht betreten werden, weil die Ahnen auf ihm gelebt haben. Es ist ganz unvermeidlich, daß der alte Lebensrhythmus auf Dauer ins Schwanken gerät. Schlimm ist aber, daß die Veränderungen nicht allmählich sondern ruckweise vor sich gehen.

Es ist nicht weiter erstaunlich, daß die Produkte unserer Technik bei den Papuas reißenden Absatz finden. Streichhölzer und Buschmesser, Angelhaken und Äxte sind äußerst begehrte Objekte, die überall und ziemlich einfach Eingang in ihre Welt finden. Der Fischer wirft nun einen Nylonfaden mit einem eisernen Haken in den Fluß, flüstert dabei aber noch den Fischen zu: *Aadebai, aadebai* oder *gurié, gurié*. Die Frauen benutzen nun eine Axt, um die Sagopalmen zu fällen, was große Zeit- und Krafterspamis bedeutet und damit allein schon das Gemeinschaftsleben beeinflußt. Aber vorläufig singen sie immer noch die für den Sago bestimmten Worte: "Sago, werde loser, Sago, komm heraus."

In vielen Gebieten hat aber schon das Riesenangebot technischer Mittel einen so tiefen Eindruck auf die Papua gemacht, daß sich bei ihnen ein Minderwertigkeitsgefühl bildete. Die Mander fragten zum Beispiel: "Was können wir eigentlich? Wir können nichts Schönes oder Taugliches machen. Wie dumm sind wir." Das einzige, was die Mander anfertigen, sind Trommeln, Pfeile, Sagogabeln und Körbe aus Baumbast. Die Pfeile gehören zu den schönsten von Neuguinea. Ihre Trommeln sind ein Meisterwerk. Zur Herstellung benutzen sie keine anderen Werkzeuge als Schweine- und Mausezähne. Aber verglichen mit den westlichen versinken ihre eigenen Objekte ins Nichts. Die Lust vergeht ihnen, sie weiter anzufertigen. Aber so ergibt sich für sie eine Arbeitslosigkeit, die sie zum Nichtstun und zur Langeweile verurteilt und sie in eine große Leere stürzt. Denn gleichermaßen trifft das auch für den geistigen Besitz zu. Die Gebrauchsgegenstände und die tägliche Arbeit gehören zur umfassenden Einheit des Lebens, in deren Mittelpunkt die Religion stand. Doch auch sie verliert an Bedeutung, weil sie auf die Macht über die Natur, das Gewinnen von Nahrung, den Kampf gegen Krankheit und Tod ausgerichtet war. Durch den Kampf gegen Malaria und Frambösie verringern sich die Todesfälle merklich; durch Verbesserung der Landwirtschaft wird der größte Feind, der Hunger, vertrieben; das Leben wird verlängert. Welchen Sinn haben noch die Zeremonien im *faareh* und das Blasen auf den heiligen Flöten? Die eigenen religiösen Bräuche und Vorstellungen halten den Vergleich mit der europäischen Wissenschaft und Technik — der Macht der Weißen über die Natur — nicht aus. Es gibt Stämme, die in einer Aufwallung von Wut und

Entmutigung selbst die heiligen Flöten vernichtet und den *faareh* verbrannt haben. Die Stärke der westlichen Machthaber wird bewundert. In dieser Hinsicht scheinen ihnen die Holländer und die Indonesier völlig gleich zu sein, da beide die westliche Technik verkörpern. Aber die Papua beneiden sie auch darum und begehren diese Güter und diese Macht.

Das Geld nimmt nun den Platz der früheren Hilfeleistungen und Familienverpflichtungen ein und zerreißt das ganze Gewebe der menschlichen Beziehungen, das auf Tausch, Gegenseitigkeit und Tabus beruhte. Plötzlich zerfallen die Gemeinschaften in Arme und Reiche, in Mächtige und Bedürftige.

"Warum bekommen wir keine Fabrik", fragten mich die Naidjbeedj einmal. Sie stellten sich eine Fabrik als eine Art heiliges Haus vor, in dem durch magische Mittel alle Reichtümer entstünden. Durch diese Vorstellung lebte ein alter, einheimischer Glaube wieder auf, dessen Kern die Wiederkehr des Ahnen Djeeuwmé war, mit der ein Goldenes Zeitalter anbrechen sollte. Wochenlang tanzte man Nacht für Nacht auf den Gräbern, um die Ankunft der Ahnen zu beschleunigen und wartete mit Spannung, ob die Gräber sich öffnen und große, mit allen möglichen Gütern beladene Schiffe "aus dem Fluß der Gräber" aufsteigen würden. Als nichts geschah, wurde die Verwaltung beschuldigt, die Schiffe der Ahnen zurückzuhalten. Dieser "Cargokult" verbreitete sich schnell und bekam fremdenfeindliche Züge. Gegen die Missionare richtete sich die Beschuldigung, sie enthielten den Papua eine Seite der Bibel vor, welche das Geheimnis zur Beschaffung westlicher Reichtümer enthielte.

Diese "Cargo-Bewegungen" trifft man häufig in Neuguinea und auch außerhalb an. Jedoch sind sie mehr als nur eine Reaktion auf die Zivilisation des Westens, denn der Glaube an die Auferstehung und Rückkehr der Ahnen ist dort beheimatet. Nur bekam er einen anderen Inhalt und eine andere Tendenz, da ein Ausweg aus den Spannungen gesucht und versucht wurde, das geistige Gleichgewicht wiederzugewinnen. Ein starker Nationalismus kann auch ein Versuch sein, Selbstvertrauen wiederzugewinnen und dem Leben einen neuen Sinn zu geben, wenn die alte Welt mit ihren Werten zerschlagen ist.

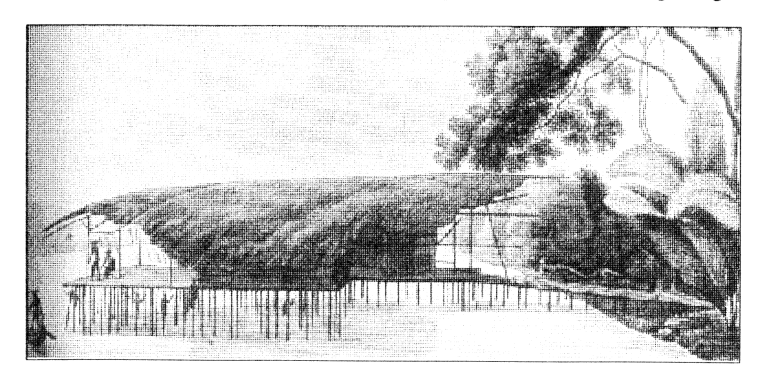
Der Schock, den die Papua erlitten, war so groß, daß ein Geburtenrückgang und eine Störung des Gleichgewichts zwischen Jungen- und Mädchengeburten zu beobachten war; bei den Bora-Bora zum Beispiel gab es gegenüber neun Jungen unter fünf Jahren nur ein Mädchen. Diese Erscheinung ist im Gebiet zwischen dem Oberlauf des Biri und dem des Mamberamo keine Seltenheit. Nach einer Mitteilung des Arztes van Hoeven kommen im Gebiet des Apauwar auf 100 Mädchen unter 15 Jahren 143 Jungen. Man kann sich die Folgen dieses gestörten Gleichgewichts ausmalen. Eine Anzahl von Stämmen ist dadurch vom Aussterben bedroht. Glücklicherweise wissen wir von anderen Inseln in der Nähe, daß

sich die Zahl der Geburten nach einiger Zeit wieder erhöht und auch das gestörte Gleichgewicht der Geburten sich wieder einpendelt.

Durch den guten Gesundheitsdienst ist längerfristig auf der anderen Seite gar ein sehr starkes Bevölkerungswachstum zu erwarten. Die Entwicklung der Landwirtschaft muß hier mit der Bevölkerungszunahme Schritt halten, um Überbevölkerung und damit Hungersnöte aufzufangen. Auf diesem Gebiet wird die größte Aufgabe für die indonesische Verwaltung liegen. Die größte Schwierigkeit ist die starke Änderung der ganzen Lebensweise, denn bisher lag der Landbau ganz in den Händen der Frau. Die Beschäftigung der Männer fiel jedoch nach dem Kontakt mit dem Westen zumeist weg: Kriegführen, Trommeln und Flöten anfertigen, Religion — das alles hat an Wert und Bedeutung verloren.

Ein neues Zeitalter bricht für Neuguinea an. Indonesien hat es sich zum Ziel gesetzt, Land und Volk zu entwickeln. Die Vereinten Nationen haben versprochen, mit Interesse darüber zu wachen. Das Talent zum Improvisieren, ihre Anpassungsfähigkeit und ihre humorvolle Lebensbetrachtung können die Elemente zweier Kulturen zu etwas Neuem verschmelzen und einen neuen Lebensstil wachsen lassen. So skizzierte ein Berrik die Vergangenheit und Zukunft seines Landes: "Zuerst gab es nur einen Wald. Die Menschen litten Hunger und starben. Dann kamen andere Menschen und lehrten sie, Gärten zu pflanzen. Als wir uns damit sicher fühlten, kamen wieder andere Menschen und brachten Schweine mit, die unsere Gärten vernichteten. Zuerst töteten wir die Schweine. Die anderen Schweine blieben weg. Das war schade, denn wir wollten ihr Fleisch gern essen. Dann machten wir einen starken Zaun um unsere Gärten, so daß die Schweine die Früchte nicht mehr erreichen konnten. Später fingen wir einige Schweine und ließen sie im Dorf wohnen; nach ersten Schwierigkeiten gewöhnten wir uns aneinander. Wir hatten genügend Früchte und genügend Schweinefleisch. So wird es auch in Zukunft sein. Von allen Menschen übernehmen wir das Gute."

(Übersetzung und Zusammenstellung: Helga Blazy) ◆



Gerson Poyk

Matias Akankari

Es war ein Fallschirmspringer, der Matias Akankari aus den Dschungeln Irian Jayas herausbrachte. Im Dunkel der Nacht sprang er ab und fiel zurück zur Erde und kam zur Ruhe in den Zweigen eines großen Baumes hängend. Mit großer Anstrengung gelang es ihm, sich zu befreien. Dann ruhte er. Und als er wieder bei Kräften war, brach er zu Fuß auf, um seine Kameraden zu finden. Bevor er sie jedoch fand, traf er einen jungen Irian-Mann namens Matias Akankari.

Matias war krank, und der Fallschirmspringer versorgte ihn mit einer Medizin, die ihn bald wieder auf die Beine brachte. Das trug aber nicht dazu bei, das Unbehagen des Fallschirmspringers zu dämpfen, als er entdeckte, daß der junge Eingeborene kein Wort Indonesisch sprechen konnte. Dennoch zeigte sich dieser Matias als ein außerordentlich zuverlässiger Führer, der des Fallschirmspringers sichere Rückkehr nach Jakarta garantierte.

So, kurz gefaßt, traf zuerst der Fallschirmspringer Matias und brachte ihn darauf nach Jakarta.

Anders als die anderen, die in Irian-Dienst gemacht hatten, kehrte der Fallschirmspringer nicht mit Fernsehen, Kühlschrank oder anderen luxuriösen Sachen, die die Niederländer in ihrer früheren Kolonie hinterlassen hatten, zurück. Nein, dieser Fallschirmspringer brachte Matias mit nach Jakarta. Matias, der sein guter Kamerad bei allen möglichen Gelegenheiten gewesen war und den er nicht vergessen konnte.

Aber Matias bei sich zu behalten stellte sich als größerer Luxus heraus als einen dauerhaften und unbelebten Luxus zu erwerben. Drei Teller Essen pro Mahlzeit, neun Teller täglich, verschlang er. Der Fallschirmspringer wurde nervös. Wie konnte er als Soldat mit entsprechendem Einkommen für solche Mahlzeiten aufkommen?

Aber der Fallschirmspringer war mit Einfallsreichtum gesegnet. Er kleidete Matias in kostspielige Kleidung, die er in Irian gekauft hatte: Wollener Anzug, modisches Hemd, Krawatte und enge Schuhe ausländischen Fabrikats. Dann fuhr er mit Matias in einem geliehenen Jeep in das belebte Zentrum der Stadt.

Neu in die Stadt gekommen, am dritten Tag seiner Reise in die Hauptstadt, war Matias hin und weg, entzückt von den strahlenden Neonlichtern, erstaunt über die Zahl und die Höhe der Gebäude. Überdies war er ungehalten über den Wald menschlicher Wesen. Niemand sah wie er aus. Seine Augen blickten wild,

und sein Kopf schwang vor und zurück, nach links und nach rechts, als er versuchte, all die städtischen Wunder vom Sitz des sowjetischen Gaz-Jeep aus auszumachen.

Schließlich nahm der Fallschirmspringer Matias am Senen-Markt mit in ein Kino. Zum erstenmal sah Matias einen Film. Eine neue Erfahrung; er zentrierte all seine Konzentration auf die Leinwand. So kam es, daß er, als ein gewisser Fallschirmspringer sich davonschlich, so gefesselt war, daß er es nicht merkte.

"Ich will ein Experiment machen", sagte der Fallschirmspringer zu einem anderen Fallschirmspringer, der draußen stand, um auch ins Kino zu gehen, "ich habe Matias Akankari dort gelassen, damit er den Film sieht. Ich will einfach sehen, wie ein Primitiver sich in der Stadt zurechtfindet. Wer weiß? Vielleicht kann ich mit einem Buch über ihn Geld verdienen", so brüstete sich der Mann vor seinem Kameraden, bevor er in seinen Jeep sprang und davonraste.

Der Film endete, und Matias öffnete seine Augen weit, um sich in seiner Umgebung zu orientieren. Sein Herzschlag beschleunigte sich, doch er äußerte keinen Laut, da er nicht indonesisch sprechen konnte. Sein Ausdrucksmittel waren seine Augen. Sie standen hervor, rot gegen die Schwärze seiner Haut, sie rollten in ihren Höhlen, als er die sich wälzende Menge nach seinem Freund durchsuchte. Es war hoffnungslos. Er ließ sich mit dem Strom der Menschen aus dem Kino treiben.

Draußen wurde sein Herzschlag noch schneller. Bum-bum! Bum-bum! Bum-Bum! Der Fallschirmspringer, der einzige Halt seiner städtischen Existenz, den er in seinem freundlichen grünen Wald getroffen hatte, war verschwunden. Und nun war Matias auf sich gestellt, allein inmitten eines Waldes großer Lampen, stoßender menschlicher Körper, eines schrillen Waldes voll des Aufruhrs quietschender Autoreifen und *becak*. Seine gegenwärtige Umgebung ließ sich nicht mit seines eigenen Waldes angenehmer Ruhe vergleichen. Er ließ sich treiben, ein einsamer Besucher.

Plötzlich hörte Matias den Klang eines Lautsprechers. Ah, ein Ding, das er in Irian Jaya gesehen hatte, wenn Würdenträger aus Jakarta zu Besuch kamen. Das Ding krakeelte wild. Nur schade, daß er nicht verstehen konnte, was es mitteilte. Daß er näher zu dieser Dissonanz kam, geschah einfach als Antwort auf die Erinnerungen an ein entlegenes Dschungeldorf, wo Leute wie er sich um diesen Lautgeber geschart hätten, um ihrer eigenen schönen Sprache zu lauschen. Hier aber waren die Leute um ihn nicht wie er, und ihre Sprache war nicht seine.

Um einen Blick auf den Lautsprecher zu werfen, bahnte er sich langsam einen Weg in die Mitte des menschlichen Gedränges. Er ist sicher ein Freund der Leute, die nach Irian Jaya kommen, sagte Matias zu sich in seiner eigenen Sprache. Aber unter den gegenwärtigen Umständen war Sprache sinnlos. Was er wirklich

brauchte, war jemand, der ihn zu einem Haus bringen würde. Ach, nach Hause gehen, unter einem Dach sein, einen Schlafplatz haben und Essen, das jemand ihm zubereitete ... Diese Dinge konnte nur ein Beschützer garantieren.

Grundlos hoffnungsvoll auf ein solch wünschenswertes Geschick, stellte Matias sich eine helfende Hand vor. Und eine helfende Hand erschien wirklich. Ein sanftes und freundliches Wesen kam ihm zu Hilfe. Sie sprach zu ihm, und ein verführerischer Ausdruck auf ihrem Gesicht ließ sein Herz freudig klopfen. Dieser Einladung, denn es war eine, folgte ein Schnippen der Hand. Ein *becak* erschien, und er und dieses freundliche Wesen fuhren zu einem anderen, unbekannten Stadtteil.

Sobald sie die Schlafstätte dieses weiblichen Wesens erreichten, wurde Matias sogleich umarmt und eins mit ihrem kleinen Körper. Groß und stark wie er war, war er doch überwältigt von ihrer Kraft und konnte nicht anders, da er einen Freund oder ein Haus brauchte, oder noch besser eine kleine Insel als sicheren Hafen. Endlich hatte er das erreicht! Er freute sich, die Nacht neben dieser freundlichen Frau zu schlafen. Früh wachte er am nächsten Morgen auf. Essen und Trinken standen auf einem Nachttisch bereit.

Nach dem Frühstück wurde er wieder umarmt und überwältigt. Doch es mußte eine Grenze für diese menschliche Aktivität geben, die Matias nie zuvor erfahren hatte; und als sie dann erreicht war, folgte eine andere Art Spiel. Der Frau gegenübersitzend wurde Matias nun eine Pantomime vorgeführt. Mit schlaffen Kiefern und offenem Mund schaute er, wie sie über längere Zeit eine Reihe von Bewegungen ausführte. Erst als sie eine Handvoll Papier nach ihm warf und ihren Zeigefinder auf seine Brust richtete und dann auf ihre, begriff er schließlich ihre Absicht.

Matias wedelte mit der Hand und schüttelte den Kopf, um ihr zu bedeuten, daß er solches Papier nicht besaß. Die Kleidung, die er trug, war das einzige, was er hatte. So ergriff die Frau seine Jacke und zeigte mit dem Finger auf ihre Brust. Matias verstand, was sie sagen wollte, er zog seine Jacke aus und gab sie ihr. Daraufhin wurde das sanfte kleine Wesen grob und rüde. Sie zog ihn zur Tür, stieß ihn mit aller Kraft hinaus und schlug die Tür zu. Offensichtlich brauchte sie ihre Ruhe.

Matias wandte sich nach links und nach rechts. Es gab niemanden, den er kannte. Er sah sich zurückgeworfen in eine Wildnis, die nicht freundlich wie sein Irian-Wald war. Er begann zu laufen; stundenlanges Laufen ist in einer Stadt bemerkenswert, in der die Leute gewöhnt sind, auf Rädern durchs Leben zu kommen. Doch Matias machte das gar nichts. In seinem eigenen freundlichen Wald war er tagelanges Laufen gewöhnt. Als der Abend kam, fand er sich vor einer großen Kirche. Es schien ihm kein anderer Weg möglich als hineinzugehen und

die Sünde, die er ohne Absicht letzte Nacht mit der Frau begangen hatte, zu beichten und um Vergebung zu bitten. Es war dunkel, als er aus der Kirche kam; er setzte sich auf die Stufen und dachte an sein Dorf.

Früher, auf einer anderen Insel, nun so weit weg, ging er nur mit Penishülle bekleidet zur Kirche. Er gehörte zum Chor, und der Chor pflegte in fröhlichem Gedränge vor dem Missionar zu stehen und zu singen. Er war dem Chor als kleiner Junge beigetreten. Nur wenige aus dem Chor konnten lesen und schreiben, aber Kirchenlieder waren überall auf der Welt leicht auswendig zu lernen. Während einer der musikalischen Darbietungen des Chors geschah es, daß Matias die unverzeihliche Handlung beging, die ihn aus dem mit Penishüllen bekleideten Chor ausstieß. Matias stand vorn im Chor und, mitgerissen von der Melodie der Hymne, nahm er seine Penishülle ab und begann, sie wie eine Flöte zu handhaben. Er hatte Löcher in die Hülle gebohrt, und nun hatte er eine Flöte! Begierig lauschte die Gemeinde dieser neuen Form der Begleitung, bevor sie in einen Anfall von Fröhlichkeit ausbrach. Die andächtige Atmosphäre war dahin. Matias wurde vom Missionar bestraft und von den anderen Mitgliedern des Chors beschimpft. Er wurde aus dem Chor herausgeworfen ... Dennoch führte er seine Penishülle immer mit sich, sie begleitete ihn überall. So griff er nun unter sein Hemd, nahm sie heraus und begann leise hineinzublasen, sanft und zart.

Die Dunkelheit nahm zu, doch Matias konnte in der Ferne noch eine hüpfende Gestalt wahrnehmen, die auf ihn zukam. Er beobachtete die größer werdende Gestalt genau; es war ein junger Mann mit einer Aktentasche in der Hand. Als er näher kam, stellte Matias auch fest, warum er solch seltsamen Gang hatte: Die Schuhsohlen waren lose und zwangen den Mann, jedes Bein hochzuheben, um es dann vor das andere zu stellen. Doch trotz der Behinderung war der Mann zur Kirche gekommen. Er ging hinein. Nach einer Weile kam er heraus.

“Diese Kirche ist immer offen, anders als die anderen Kirchen hier in der Stadt”, kommentierte der junge Mann, als er sich neben Matias niederließ. Zwar trug er eine Aktentasche, doch seine Kleider wären besser beim Lumpensammler aufgehoben gewesen. Matias dagegen war in bester Herrenausstattung mit importiertem langärmeligem Hemd, Krawatte und wollener Hose.

Matias verstand kein Wort, doch der junge Mann merkte das nicht und fuhr fort: “Ich bin so müde. Ich bin den ganzen Tag durch die Stadt gelaufen, und nun hängen meine Schuhsohlen wie Eidechsenzungen. Ich habe einen *College*abschluß, aber ich kann keine Arbeit finden”, sagte er und versuchte dabei, die aufgerissenen Eidechsenzungen zuzudrücken. Matias beobachtete ihn. Dann zog er seine Schuhe aus und schob sie dem arbeitslosen *College*-Graduierten zu. “Diese Schuhen quälen mich”, erklärte er in seiner einheimischen Sprache. “Im großen Wald habe ich nie Schuhe getragen, selbst da nicht, wo viele dornige und stachlige Pflanzen zwischen den Bäumen wachsen. Meine Füße haben nie geblutet.

Aber diese Schuhe bringen meine Füße nun zum Bluten. Hier, nimm sie bloß mit!" Dem jungen Mann klangen die Worte wie Kauderwelsch, aber mit den Augen verstand er, daß da seinen Füßen ein neues Paar Schuhe übergeben wurde.

Von der Kirchenschwelle wanderten die beiden Männer zum Banteng-Platz. Wortlos legten sie sich unter der riesigen Statue eines anderen jungen Irian-Mannes schlafen, der zum Schutz der Nachwelt gefangen wurde, als er die Fesseln an seinen Handgelenken zerbrechen wollte. Sie schliefen gut.

Der Graduierte wachte früh auf, fürchtete aber, Matias zu wecken, denn sonst wäre er gezwungen gewesen, ihn mitzunehmen. Was für ein Paar wären sie. Überall würden sie die Sensation sein. So steckte er als Art von Abschied einen Brief in Matias' Hemdtasche. Als Matias wach wurde, war sein Freund nicht da. Er bemerkte, daß er ein Stück Papier bei sich hatte, drehte es hin und her, konnte aber nichts damit anfangen, da er nicht lesen konnte. Er knüllte es zusammen und warf es so weit wie möglich weg, dann legte er sich auf den kalten Marmorfliesen wieder schlafen. Windstöße, die über den Banteng-Platz fuhren, ließen ihn im Schlaf frösteln.

Als er wieder wach wurde, war es Nacht. Hunger regierte seinen Bauch, aber er konnte noch gehen. Er kam zu einem Gebiet obdachloser Bettler. Hier traf er auf eine schwangere Frau, die auf einem Haufen Altpapier lag. Sie war dabei zu gebären. Er erinnerte sich, wie das Christkind auf einem Haufen Stroh geboren und in Lumpen gewickelt wurde. Hier kam nun ein anderes Christkind auf einem Haufen Abfall auf die Welt. Es begann zu regnen, während die Frau phlegmatisch wartete, daß das Kind herauskäme. Sie war so glücklich, ein Stück Plastik zu haben, das sie über sich zog. Das war ihr Dach; unter ihr war Papier.

Matias zog die Kleidung aus, die ihn einengte und gab sie der Frau. "Danke, danke", sagte sie zu ihm, der nun zu seiner ursprünglichen Kleidung zurückgekehrt war. Seine Penishülle war wieder an der richtigen Stelle. So wartete er mit ihr. Der Regen wurde immer stärker und zu einer Sintflut. Doch er wartete, bis sie geboren hatte. Dann konnte er nichts mehr für sie tun. Er nahm seinen Weg wieder auf unter dem schweren Guß.

Und so kam er auf die größte Hauptverkehrsstraße, die Thamrinstraße, mit Barrikaden hoher, vielgeschossiger Häuser auf beiden Seiten. Die Straße führte ihn immer näher zum Hotel Indonesia. Er verwunderte sich über die Menge an Autos, die sich stärker um ihn scharte. Bei dem Regen mußten sie langsamer fahren, und einige hielten sogar an, um einen näheren Blick auf ihn zu werfen. In einem der Autos saß ein dunkelhäutiger Mann, einer wie er selber, im Anzug neben einem schönen Mädchen. Als der Wagen halten mußte, drehten sich die Insassen nach ihm um. Matias starrte seinerseits den Mann an, der aussah wie er. Er sprang auf das Heck des Autos und hielt sich fest. Der Fahrer gab Gas, doch

ohne Erfolg; Matias hatte einen festen Griff. Der Wagen spurtete in die Einfahrt zum Hotel Indonesia und hielt unter der Portiere, wo er den dunkelhäutigen Mann entließ. Matias hatte sich vertan. Der Mann gehörte nicht zu seinem Volk. Der Mann war ein schwarzer Amerikaner.

Ein Schwarm uniformierter Männer erschien. Ihre Körperbewegungen und Einkreisungsversuche ließen Matias annehmen, daß sie ihn einfangen wollten. Er rannte zurück in den strömenden Regen. Vielleicht aus Angst, naß zu werden, gaben die Uniformierten die Jagd auf.

Matias war davongekommen, doch er spürte, daß er noch verfolgt wurde. Tatsächlich lief nun ein Mann im Regenmantel hinter ihm her. So rannte Matias wie ein Pfeil vom Bogen zischend noch schneller die große Straße hinunter, bis er sich vor einem vielgeschossigen Gebäude fand. Er stürzte hinein, fand ein kleines, enges Zimmer offen für ihn und sprang hinein. Der Raum schloß sich und begann — ihn in sich — aufzusteigen. Schließlich hielt er an, und als die Türe aufging, erblickte Matias einen weiteren Raum. Dieser Raum war wie eine Höhle, aber schwach erleuchtet bis auf das hintere Ende, wo auf einer illuminierten Plattform eine Gruppe von Frauen tanzte. Sie trugen eine Körperbedeckung, ganz zu seiner passend, abgesehen davon, daß ihre nicht aus dem besten Material war. Sie machten gerade eine wundervolle neue Interpretation der Tänze seines eigenen Dorfes. Er genoß es. Matias sprang auf die Bühne so wie er war mit seiner Penishülle und tanzte mit den Frauen. Applaus erhob sich aus den Schatten.

Mit dieser Episode kam sein Aufenthalt zu einem Ende. Die Tageszeitungen berichteten, wie Matias von seinem Wohltäter, dem Fallschirmspringer, wiedergefunden wurde. Alles endete gut. Matias bekam eine größere Summe Geldes, um sicher in sein geliebtes Dorf heimkehren zu können.

Zuhause wollten alle seine Geschichte hören. Und er erzählte, daß in Jakarta die *'high class'* das nachahmte, was sie in Irian schon hatten. Die Leute mögen gern Penishüllen tragen.

(1975) (*Übersetzung: Helga Blazy*) ◆

Lourens de Vries

Über Zählen und Zeiten in der Awyu-Sprachfamilie

Die Numeralsysteme in den Sprachen Neuguineas sind von großem Interesse für den Linguisten wie für den Anthropologen. Da die dortigen Sprachgemeinschaften bereitwillig Numeralsysteme von anderen Gemeinschaften oder den *linguae francae* und den nationalen Sprachen ausborgen, wurden die originären Systeme zumeist erst beschrieben, wenn sie nicht mehr voll funktionierten und mit *Tok Pisin* oder malaiischen Numeralia durchsetzt waren.

In diesem Aufsatz werden Numeralsysteme verschiedener Sprachen des südlichen Irian Jaya vorgestellt. Die Quellen der Untersuchung bieten bisher nicht veröffentlichte Daten aus der Zeit, als die eigensprachlichen Numeralsysteme noch voll funktionsfähig waren und im täglichen Gebrauch in natürlichen Kontexten beobachtet werden konnten. Die nördlichen Awyu-Gruppen leben in starker Isolation in den moorigen Regenwäldern. Die traditionellen Numeralsysteme, ein Körperteilsystem zusammen mit einem binären System, werden noch weitgehend gebraucht. Bei den Kombai, Korowai und Wambon beginnt man am kleinen Finger der linken Hand zu zählen bis zum Daumen, dann den Arm hinauf bis zum höchsten Punkt auf dem Kopf, danach wird weiter gezählt den rechten Arm hinunter bis zum kleinen Finger der rechten Hand. Diese Zählweise kontrastiert mit dem System der Hand- und Fußzählweise bei den Citak, den Nachbarn der Kombai und Korowai in der westlichen Asmat-Familie. Die Kombai, Korowai und Wambon haben ein Körperteilzählsystem, das sich überall auf Neuguinea findet: Über die fünf Finger der linken Hand werden fünf Punkte am Arm berührt, danach fünf Punkte am Kopf. Bei der Zählung am Kopf differieren die einzelnen Gesellschaften; die Kombai zählen nur zwei Punkte am Kopf (linkes Ohr und Höhe des Kopfes), sie zählen dabei bis 23; die Korowai zählen am Kopf drei Punkte (Nacken, Ohr und Höhe des Kopfes) und zählen bis 25, die Wambon vier (Nacken, Ohr, Auge und Nase) und enden mit der Zahl 27.

Zählen wir einmal nach dem Korowai-Numeralsystem:

1	*senan*	'kleiner Finger'
2	*senanaful*	'Ringfinger'
3	*pinggu(lu)p*	'Mittelfinger'
4	*wayafül*	'Zeigefinger'
5	*wayo*	'Daumen'
6	*gédun*	'Handgelenk'
7	*lafol*	'Unterarm'
8	*honggup*	'Ellenbogen'
9	*lahul*	'Oberarm'
10	*main*	'Schulter'
11	*khomofekholol*	'Nacken'
12	*khotokhal*	'Ohr'
13	*khabéan*	'Kopf'

Wenn mit der Zahl 13 der Kopf erreicht ist, geht das Zählen auf die rechte Körperhälfte über. Als Anzeiger dafür dient sprachlich das Wort *mén* 'andere Seite', das dann beim Zählen hinzugefügt wird.

14	*mén-khotokhal*	'Ohr auf der anderen Seite'
15	*mén-khomofekholol*	'Nacken auf der anderen Seite'

Das zählt sich so weiter bis 25, doch kann man von 26-38 erneut auf der linken Seite weiterzählen, mit Voransetzung des Wortes *laifu*, das (vermutlich) 'hervorbringen' bedeutet. Wenn diese Modifikatoren in Nominalphrasen gebraucht werden, muß dem Numeral ein Suffix *-anop* angefügt werden, um den attributiven Gebrauch anzudeuten.

gol	*pinggu-*	*anop*	
Schwein	Mittelfinger	ATTR	= 'drei Schweine'

Das Suffix *-anop* gilt nicht bei der Zahl eins und zwei, hier müssen *lidop* 'eins' und *pol* 'zwei' als Modifikatoren in Nominalphrasen beigefügt werden.

gol	*lidop*	
Schwein	eins	= 'ein Schwein'

Lidop 'eins'/'ein' wird auch in Kombination mit *fekha* 'ein gewisse/r/s' in indefinit-spezifischen Nominalphrasen gebraucht:

lido -fekha	*abúl*	
eins -ein gewisser	Mann	= 'ein gewisser Mann'

In den siebziger Jahren wurden der gregorianische Kalender und verwandte Konzepte von Missionaren, Händlern und Regierungsbeamten eingeführt. Die Kombai und Korowai-Gebiete erreichten diese Konzepte in den achtziger Jahren. Zuvor wurden Tage und Monate mit den Wörtern für Sonne und Mond gezählt.

Reisen durch den Urwald wurden in Tagen, Planungen für Sago-Feste in Monaten gezählt. Da Regen- und Trockenzeiten nicht klar abgrenzbar sind, gibt es kein eindeutiges Wort, um ein Jahr zu denotieren. Für die Woche und die Wochentage benutzten die Missionare den indonesischen Begriff *minggu*, etc. Die Kombai, Korowai und Wambon adaptierten sich an die neue Weise der Zeitzählung; sie bildeten Komposita aus dem Nomen für Tag und dem Körperteil-Numeral für jede Zahl von 1-7 als modifizierendes Nomen. Um die Wochentage vom Sonntag zu unterscheiden, fügten die Kombai letzterem den indonesischen Begriff *sembahyang* hinzu, adaptierten ihn phonologisch und bildeten ein Kompositum daraus. So heißt bei ihnen der Sonntag

sembaya-n-	*a-*	*rei*
beten	TR=CONN	Tag

Die Tage der Woche heißen auf Korowai:

senan-	*tefül*	
kleiner Finger	Tag	= 'Montag'
senanafü-	*tefül*	
Ringfinger	Tag	= 'Dienstag'
pinggu-	*tefül*	
Mittelfinger	Tag	= 'Mittwoch'

etc. bis zum

lafo-	*tefül*	
Unterarm	Tag	= 'Sonntag'

Das Wissen um die Wochentage ist von praktischer Bedeutung für die Korowai, da sie bei Straßen-, Flughafen- und anderen Arbeiten beschäftigt sind. Die Einführung der Monatszählung wurde wesentlich bei der Einführung der Schulen mit bestimmten Ferien- und Abschlußzeiten, nationalen Wahlen und dem indonesischen Unabhängigkeitstag. Dieses Konzept wurde zuerst im Gebiet der Wambon eingeführt, hier wurden die folgenden Komposita neben den indonesischen Lehnwörtern benutzt:

sanov-	*o*	*wakhot*	
kleiner Finger	CONN	Mond	= 'Januar'
sanopkuvis	*o*	*wakhot*	
Ringfinger	CONN	Mond	= 'Februar'

Zeiteinheiten messen die Korowai mit dem *saundal*, hergestellt aus der Rippe eines Palmblattes und entsprechender Holzstückchen für die Tage. Wenn jemand einen anderen zu einem Fest in einigen Tagen einlädt, übergibt er ihm mit der

Einladung ein *saundal*, und der Eingeladene nimmt jeden Tag ein Stückchen Holz aus der Rippe, bis er das letzte, doppelt so große Stück erreicht, dann weiß er, daß der Tag des Festes gekommen ist.

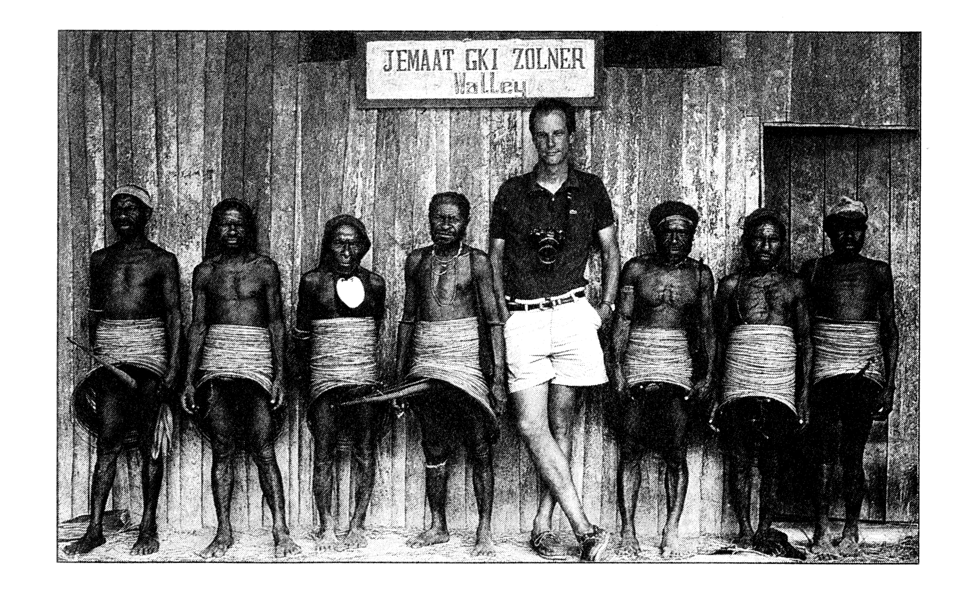
Die Preise für Waren und Leistungen überstiegen in der Muschelwährung der traditionellen Awyu-Gesellschaften selten die Zahl 30 (Muscheln). Zahlungen für die Braut (24-30 Muscheln) und für Schweine (etwa 19 Muscheln) waren die kostenträchtigsten Transaktionen im Leben eines Mannes. Daher konnte das Körperteil-Numeralsystem der Awyu-Gesellschaften die grundlegenden Zahl- und Zahlungsverpflichtungen regeln. Zählen wurde zumeist nur bei realen und sichtbaren Objekten erforderlich, die berührt und an den entsprechenden Körperteilen verglichen wurden, die ihrerseits berührt wurden.

Als die indonesische Währung die Awyu-Gesellschaften erreichte, wurden Begriffe für die Zahlen von Hundert bis zu Millionen gebraucht. Hier wurden die indonesischen Numeralia übernommen. So kommt es dazu, daß eigene Begriffe bei den Einern neben übernommenen Begriffen bei den höheren Zahlen stehen wie im folgenden Kombai-Beispiel aus dem Markus-Evangelium:

Nu	*roti*	*abalo-khu*	*mofena*	*lefa*	*famo*	*lima ribu*	*khof-a*	*ri*
ich	Brot	Daumen-ATTR	jene	nehmen	schneiden	5000	Mensch-CONN	für

'I took the five loaves of bread and cut them for five thousand men'

(Auswahl und Übersetzung: Helga Blazy) ♦







"Facetten — Irian Jaya"

Zeichnungen von Peter Berkenkopf

Wanda & Hans Kühn

Reisetagebuch:

Wir waren im letzten Paradies

Das Ehepaar Wanda und Hans Kühn gewann bei einem Preisausschreiben eine Indonesienreise mit Trekkingtour in Irian Jaya. Sie stellen KITA hier Auszüge aus ihrem Reisetagebuch zur Verfügung.

Wir müssen zunächst feststellen: in knapp drei Wochen kann man noch nicht mal eine Stadt kennenlernen, ein Land natürlich weitaus weniger, und für ein Land wie Indonesien reicht ein Menschenleben lange nicht aus. Dieses Land ist faszinierend, exotisch und rätselhaft — und dazu unendlich groß.

Jakarta auf Java mit seinen Hotels der Superlative, den Prunkbauten, den zahllosen Banken, mit seinen Elendsvierteln und Slums, mit seinem täglichen Verkehrschaos, mit seiner bewegten Geschichte — "die Hölle".

Nusa Dua auf Bali mit seinen unzähligen Tempeln, mit seinen Hotels der Edelklasse, seinen exotischen Sehenswürdigkeiten und einzigartigen Traumstränden — "das Paradies".

Diese Orte sind, jeder für sich, wunderschön, und man kann beide sehr gut beschreiben. Das Baliemtal in Irian Jaya mit den Dani ist im wahrsten Sinn des Wortes "unbeschreiblich".

Irian Jaya mit seinen Menschen ist ein inneres Erlebnis, eine Reise in das eigene Ich. Man steht plötzlich neben sich selbst, ist Kläger und Angeklagter, Opfer und Täter zugleich. Ohne Pause wird man mit eigenen Gefühlsausbrüchen positiver und negativer Art konfrontiert. Diese setzen sich auch dann noch fort, wenn man schon lange wieder in seinem Alltagstrott zu Hause ist. Man zweifelt an vielen Tätigkeiten und Lebenszielen, ohne die man früher glaubte, nicht auskommen zu können; dem beruflichen Weiterkommen ist dies oft sehr hinderlich.

Es gibt nicht viel über spezielle Sehenswürdigkeiten, Orte oder sonstige touristische *highlights* zu berichten, alles ist eine noch lebende Sehenswürdigkeit, Land und Menschen. Man muß dort gewesen sein, um es zu begreifen, zu fühlen, zu riechen, zu erleben: Irian Jaya ist Vergangenheit und Gegenwart in einem — leider ohne Zukunft.

6. 1. 1993, 7.00 Uhr. Wir überfliegen Irian Jaya und sind von dem atemberaubenden Anblick des Regenwaldes überwältigt. So etwas Schönes haben wir noch

nie gesehen: Keine Häuser, keine Fabriken, Straßen oder Strommasten — nur Bäume, Seen, Inseln und Berge, wunderschön.

Jetzt sehen wir Jayapura unter uns, eine kleine Stadt, mehr ein Dorf. Wir landen. Ein junger Mann holt uns mit einem Jeep ab, nachdem wir unser Gepäck aus einem riesigen Gepäckhaufen raussuchen mußten. Es geht in Richtung City. Die Straße wird von Sagopalmen gesäumt, rechts unter uns sieht man den Hafen, davor einige kleine Inseln, dazwischen liegen mehrere größere Schiffe vor Anker. Hier ist es etwas windiger und kühler als in Jakarta, viel angenehmer.

Der junge Mann erzählt uns etwas über Jayapura und Umgebung. Die Menschen leben hier von Süßkartoffeln und Sago. Durch Brandrodung haben sich schon viele Stellen des Urwalds gelichtet. In den Wäldern um Jayapura soll es die schon seltener gewordenen Paradiesvögel, Affen und fliegenden Schlangen geben. Viele Papua haben sich, angezogen von der Stadt und dem Hafen, in den Außenbezirken von Jayapura angesiedelt, aber keine Arbeit gefunden. So fristen sie ihr Dasein, wie auch die Indianer in Kanada oder vergleichbare Ureinwohner, zwischen Armut und Alkohol. Alles, was wichtig ist, ist in der Hand von Nicht-Papua.

Nach circa dreißig Minuten Fahrt sind wir im Zentrum von Jayapura. Zwischen sehr dürftigen Behausungen links und rechts der Hauptstraße liegt dann auch unser Hotel. Das Zimmer ist zweckmäßig eingerichtet, und man hat auf jeglichen Luxus verzichtet, aber: Wir sind nicht allein. Wanda hat gerade einen größeren Käfer erschlagen, zwei, drei anderen ist die Flucht geglückt.

Nach dem frühen Flug ruhen wir etwas. Doch jemand pfeift mit einer Trillerpfeife in kurzen Abständen, das macht das Einschlafen nicht gerade leicht. Aus dem Fenster schauend suche und finde ich den Störenfried. Es ist ein Ausbilder einer Art Polizei- oder Militärschule gleich neben dem Hotel. Die jungen Männer können einem leid tun; es dürfte kein Vergnügen sein, in dieser Hitze zu exerzieren.

Im sehr sauberen und gepflegten Restaurant des Hotels erwartet uns unser Trekkingführer Pini, ein sehr sympathischer junger Indonesier, der uns die ganze Route anhand einer Karte beschreibt. Wir verständigen uns mit Händen und Füßen, und wir verstehen uns tatsächlich ganz gut. Wo die Paßkopien mit der Sondergenehmigung für Irian Jaya seien, möchte Pini am Schluß noch wissen. Es stellt sich heraus, daß das Reisebüro Putri-Tours die Unterlagen verschlampt hat. Wir müssen schnell noch in eine Art Fotostudio. Der Fotograf arbeitet noch mit Fotoplatten, die er in den Apparat schiebt. Ein Blitzlicht explodiert, so daß wir minutenlang überhaupt nichts mehr sehen können. Der Vorgang wird noch zweimal wiederholt, dann ist der Meister erst zufrieden. Die Fotos, die ihm nicht gefallen, bekommen wir als Zugabe. Die ganze Aktion kostet 20.000 Rupiah.

Wir gehen zurück ins Restaurant, inzwischen sind wir recht hungrig. Es scheint, als würden hier Kellnerinnen ausgebildet, da im Verhältnis zu den Gästen sehr viele junge Mädchen bedienen und oft noch bei ihrer Chefin nachfragen müssen, wo dies hingehört, wie jenes geht, usw. Im angrenzenden Raum wird gerade ein riesiger Fernsehapparat aufgebaut, und einige Papua sehen, sichtlich erregt, mit großen Kinderaugen die ersten Bilder auf der Mattscheibe — sie sind hypnotisiert und fassungslos, fasziniert und ängstlich. Eins der Mädchen erklärt uns freundlich alle Gerichte, indem sie Tierlaute und -bewegungen macht. Zuerst gibt es eine Hühnersuppe, dann eine Art *nasi goreng* mit Gemüse und Fleisch. Beides schmeckt wirklich köstlich und sieht sehr appetitlich aus. Das Personal wird zutraulicher, die Stimmung lockert sich; inzwischen stehen drei Mädchen um unseren Tisch: Ob alle Frauen bei uns blond sind und blaue Augen haben, was Frauen bei uns anziehen, warum Wanda nur ein Kind hat ... Fragen ohne Ende. Inzwischen hat sich ein Papua an den Nebentisch gesetzt. Er ist besser gekleidet und macht einen wichtigen Eindruck. Da er englisch spricht, dient er den Mädchen nun als Dolmetscher, und schon hat er sich zu uns gesetzt. Er ist Mitglied des Provinzparlaments. Wir stoßen mit einem dunklen Anker-Bier an, es ist ähnlich wie Guinness, sehr gut, sehr stark. Nach einigen Bieren merke ich schon die Wirkung, aber bei ihm scheint sie größer zu sein, denn er wird lauter und lauter: "Die Indonesier haben unser Land gestohlen. Sie sollen Papua wieder verlassen. Sie beuten Land und Menschen aus ..."

7. 1. 93. Um 5 Uhr geht es nach einem guten Frühstück los. Pini holt uns zum Flughafen ab, und — der Flug ist auf 8.30 Uhr verschoben. Pini ist auf Borneo geboren, und da er dort keine Arbeit finden konnte, wurde er nun beim Reiseveranstalter Dani Sangrila Trekkingführer. Er schwärmt uns von seiner letzten Tour ins Gebiet der Asmat vor; davor war er in der Gegend von Merauke, davor bei Timika. Wir haben uns nun Pini anvertraut. Wir werden unser sicheres Terrain mit Strom, fließendem Wasser und festen Straßen verlassen, um für eine Woche in der Unendlichkeit des Regenwaldes zu verschwinden.

Aus dem Fenster des Flugzeugs sehen wir wieder Traumlandschaften, umgeben von türkisblauem Wasser viele kleine Inseln, sanfte Hügel in sattem Grün, nur ab und zu schwimmen weiße Wattewolken darüber. Völlig unberührt liegt die Küste von Irian Jaya unter uns und verschwindet langsam, da wir landeinwärts in Richtung Wamena fliegen.

Nun liegt Wamena schon unter uns, und außer dem sehr kleinen Flughafengebäude sehen wir kleine runde Strohhütten zwischen den Bäumen. Nach einer etwas heftigen Landung gehen wir zuerst über den *pasar nayak*, einen geschäftigen Markt, wo sich Dani mit Penishüllen wie auch Stammesgenossen in Shorts und T-Shirts mischen. Wir stehen fassungslos einer ganz anderen Welt gegenüber. Pini erzählt, daß diese Penishüllen aus getrockneten Flaschenkürbissen gemacht

werden; dazu tragen viele Dani noch eine Art Stirnband, eine Muschelhalskette, Pfeile und Bogen, sowie ein Netz über der Schulter, ähnlich einem Einkaufsnetz. Die Frauen tragen nur eine Art Bastrock, der Oberkörper ist unbekleidet.

Auf dem Boden vor uns liegt eine, in grobe Teile zerhackte Ziege; das Beil liegt daneben. Aus diesem Haufen von Knochen, Blut und Fleischteilen nimmt der Kunde sich ein Teil heraus, packt es in einen bereitliegenden schwarzen Plastikbeutel und zeigt es dem Verkäufer, dessen Zigarettenasche gerade auf den Fleischhaufen fällt. Nach längerem Palaver einigt man sich auf einen Preis. Jeder wiegt das Paket noch mal auf der Hand nach.

Ein Dani bittet mich um eine Zigarette, und ich gebe ihm ein halbes Päckchen. Nun bekomme ich von ihm eine Zigarette "Marke Eigenbau". Erwartungsvoll sehen mich die dunklen Augen des Dani an, der Blick scheint mich durchdringen zu wollen, und ich bekomme eine Gänsehaut. Es bleibt mir nichts übrig als diese Zigarette zu rauchen. Mit Mühe kann ich ein Husten unterdrücken, der Tabak ist sehr stark und sehr naturrein. Wanda schüttelt ab und zu nur den Kopf: "Es ist, als seien wir in einer Zeitmaschine gereist! Ich kann es einfach nicht fassen. Das glaubt mir in Deutschland kein Mensch!"

Nach einiger Zeit können wir uns vom Markt lösen und fahren zum Ausgangspunkt unserer Tour. Pini stellt uns seine Papua-Crew vor: Da sind die Träger Arten, Novas und Romi und der Koch Jonas. Zunächst gehen wir noch auf leicht befestigten Wegen. Zu unserer Überraschung werden sogar unsere Rucksäcke getragen, und wir können uns frei bewegen. Die Träger sind ganz schön bepackt, aber es scheint ihnen nichts auszumachen. Sie unterhalten sich fröhlich und bewegen sich leichtfüßiger als wir. Wir müssen immer wieder stehenbleiben, um die wunderschöne Gegend zu betrachten. Der Fluß Baliem begleitet uns auf der linken Seite durch das gleichnamige Tal. Vier Stunden gehen wir und haben noch keinen Menschen getroffen. Die Ruhe hier ist unbeschreiblich. Außer den von uns verursachten Geräuschen hören wir nur die Natur: Vögel, den Wind in den Bäumen, Geraschel im Dickicht. Die Luft duftet herrlich nach Blumen, Blüten oder Gräsern. In der Ferne sieht man manchmal eine dünne Rauchfahne zwischen den Bäumen aufsteigen, dort liegen dann kleine Dörfer von acht bis zehn Rundhütten. Sugokmo liegt hinter uns, und wir kommen an einen kleinen, aber tiefen und reißenden Fluß. Novas nimmt Wanda kurzerhand huckepack auf den Rücken und balanciert auf einem dünnen Baumstamm über das Wasser. Die Papua gehen alle barfuß, sie müssen eine Elefantenhaut unter den Füßen haben. Danach geht es nun bergauf und bergab auf steinigen Wegen, und nach sieben Stunden sind wir in Kurima angekommen. Obwohl wir unser Gepäck nicht tragen mußten, sind wir völlig erschöpft.

Wir übernachten im Haus des Dorflehrers, der zusammen mit seiner Frau noch einen kleinen Gemischtwarenladen betreibt. Sein Haus ist eine Wellblechhütte,

also etwas größer und komfortabler als die Rundhütten der Einheimischen; die Nicht-Papua wohnen natürlich nicht in Dani-Hütten. Einige Dani stehen an der Tür und beobachten uns. Sie sind wie Kinder, ganz offen; sie bewegen sich irgendwie gleitend, sitzen nur in der Hocke, nicht auf Stühlen oder Bänken. Wanda hilft Jonas beim Kochen, keiner weiß, was es geben wird, aber es duftet schon köstlich aus der Küche, wo auf offenem Feuer gekocht wird. Jonas hat sich mein Marinemesser ausgeliehen, da seins zu stumpf ist. Es schmeckt dann alles ganz köstlich. Um 20:30 Uhr gehen wir schlafen. Wanda hat sich mit Mäusen und anderen Krabbeltieren angefreundet und ist sofort eingeschlafen. Ich liege noch wach, schreibe Tagebuch und denke über diese Menschen nach; ich kann die Begegnung mit den Dani noch nicht verarbeiten, der Kontrast ist zu groß.

8. 1. 93, 5:00 Uhr. Nebel liegt im ganzen Tal, es ist himmlisch still, nur der Dorfhahn kräht etwas kläglich. Wanda und ich gehen zum kleinen Dorffluß zur Morgenwäsche. Dort ist man schon fleißig, einige Frauen waschen Wäsche und unterhalten sich laut und fröhlich. Sie unterbrechen ihre Tätigkeit und sehen uns interessiert und belustigt zu. Eine jüngere Frau ist die Mutigste, sie kommt zu uns herüber und begutachtet unsere Waschutensilien. Sie muß nun ziemlich lautstark den ängstlicheren Frauen berichten, was wir so mit uns führen. Ich mag gar nicht daran denken, was wäre, wenn wir Wandas Föhn, Lippenstift und andere westliche Toilettenartikel mit eingepackt hätten — wir stünden heute noch da!

Pini drängt, wir müssen los, bevor es zu heiß wird. Unser heutiges Ziel heißt Tangma. Gottseidank wird unser Gepäck wieder getragen, denn der Weg führt steil nach oben. Der Regenwald wird immer dichter und schwieriger zu begehen. Belohnung ist die unglaubliche Natur und der atemberaubende Ausblick über das Baliemtal. "Ich komme von Sinnen, wenn die Wunder nicht bald aufhören", soll Alexander von Humboldt 1799 gesagt haben, als er zum ersten Mal die südamerikanischen Regenwälder sah — ich kann dies zweihundert Jahre später in diesen Regenwäldern gut nachvollziehen.

Pini zündet sich stolz die Pfeife an, die ich ihm gestern geschenkt habe. Er ist sehr stolz darauf und hat sich auch schon Tabak gekauft, denn meiner war ihm zu süßlich. Jeder von seiner Crew darf ab und zu mal daran ziehen, sie rauchen Tabak mit Nelken.

Es geht weiter, und es wird heiß. Immer wieder kommen wir durch Dani-Dörfer und steigen über viele Steinmauern, die das Ackerland begrenzen. Überall werden wir vom Dorfältesten, dann von den Bewohnern begrüßt. Pini muß überall um Erlaubnis fragen, ob wir durch das Land gehen dürfen, dafür geben wir dann Salz, Zucker, ein paar Zigaretten. Unsere Ankunft wird von einem Dorf zum andern schon durch Zurufe weitergetragen. Kinder stehen an den Wegen und bestaunen uns mit großen Augen. Manche Erwachsene, Männer wie Frauen, wenden uns den Rücken zu und warten, bis wir vorbei sind.

Unsere Träger haben enorme Kräfte und eiserne Ausdauer und trinken unterwegs nicht. Ich dagegen könnte trinken, trinken, trinken, obwohl ich nur meinen Fotoapparat trage. Ich bin fertig wie nie, Wanda auch. Also, mit den Rucksäcken auf dem Rücken bei dieser Wanderung hätten wir beide sehr "alt" ausgesehen. Gestern waren wir erschöpft, heute sind wir total fertig. Auch in Tangma werden wir bereits erwartet. Doch bevor wir uns in der Dorfschule, in der wir auch übernachten werden, ausruhen können, erfolgt zunächst die Begrüßungszeremonie. Romi sitzt wieder bei Wanda und vertreibt gerade eine fette Maus. Der Häuptling heißt uns willkommen, dann wird jeder wichtige Dorfbewohner einzeln mit Handschlag begrüßt. Danach sind wir für die Allgemeinheit "freigegeben": Die Dorfbewohner bestaunen uns, und Pini und die Träger müssen viele Fragen beantworten, was sie auch mit großer Wichtigkeit tun. Auch hier stehen die Menschen unserem Tun und Lassen verständnislos gegenüber, dem überflüssigen Ballast, den wir mit uns herumtragen lassen. Warum? Wieso? Weshalb? Ob es bei uns keine Bäume und Flüsse gibt? Also, warum wollt ihr diese hier sehen? Warum fliegt ihr so weit und bleibt nicht in eurem Land? Warum? Warum? Kinder spielen Hüpfspiele vor den Hütten, andere mit selbstgebasteltem Spielzeug. Dazwischen huschen Mäuse und Ratten herum, die gar nicht zur Kenntnis genommen werden. Die Kinder lachen und sind wie alle Kinder dieser Welt, nur nicht so anspruchsvoll wie unsere Kinder. Alle sind fröhlich und lachen viel. Armut ist, wenn Menschen nicht mehr lachen.

Die Erwachsenen unterhalten sich leise und sprechen langsam und eindringlich miteinander. Die Körperhaltung, die Bewegungen, Gestik und Mimik haben etwas animalisch Gleitendes, etwas aus einer Zeit vor unserer Zeit. Dazwischen tummeln sich, wie überall hier, die hoch im Kurs stehenden Schweine. Auch sie sind Familienmitglieder, die fast Narrenfreiheit haben — bis zu dem Tag, da sie, von drei Männern gehalten mit einem Pfeil aus kurzer Distanz getötet werden. Schweinediebstahl hat schon oft kleine Dorfkriege ausgelöst. Die Kieferknochen der Schweine findet man dann später, hoch aufgestapelt in den Rundhütten. Ein Ersatz für aufgestapelte Menschenschädel vor gar nicht allzu langer Zeit? Während wir uns schließlich in unsere Schlafsäcke zurückziehen, spielen unsere Träger noch eine Runde Fußball mit den Dorfbewohnern. Ihre Kondition ist für uns unfaßbar.

9. 1. 93 Frühmorgens brechen wir zur nächsten Etappe auf, steil aufwärts, so daß uns die Puste ausgeht. "Es gibt hier sehr viele Gebiete, in die noch kein Weißer vorgedrungen ist", sagt Pini, und in vielen war auch er noch nicht. Dafür gibt es auch Gegenden, in denen schon alles von verschiedenen Firmen mit fragwürdigen Untersuchungen, Grabungen und Vermessungen zerstört, verunreinigt und verschandelt wurde; einige solcher Vorhaben konnten immerhin von internationalen Umweltorganisationen verhindert werden. Die Einheimischen können nichts

ausrichten, sie haben keine Lobby und haben am wenigsten im eigenen Land zu bestimmen.

Nun soll es über den Fluß gehen, ungläubig schaut mich Wanda an: "Über dies baufällige Ding?" Es handelt sich um lose aneinandergereihte Bretter, dazwischen fehlen öfter einige oder sind schadhaft, die von drei parallel laufenden Drahtseilen gehalten werden. In Hüfthöhe laufen rechts und links noch zwei Halteseile, eine Brücke, wie wir sie bisher nur in Indiana-Jones-Filmen gesehen haben. Mit Todesverachtung gehen wir — jeweils nur zwei Personen — über das schwankende Gehänge, das unter unserem Gewicht ächzt und knarrt, unter uns tosend die Fluten des Baliem; das wirkt nicht gerade beruhigend. Aber wir kommen alle heil rüber. "Über solche Brücken werden wir noch öfter gehen", sagt uns Pini mit verschmitztem Lächeln.

Es geht nun durch viele Dörfer, also auch über viele, viele Steinmauern. In jedem Dorf, durch das wir kommen, werden unsere Träger freudig begrüßt. Sie sind so etwas wie eine Zeitung und bringen die Neuigkeiten, die sonst nie in diese Abgeschiedenheit gelangen würden. Pini heuert unterwegs noch einen weiteren Träger an, der mit Frau und Kleinkind im nächsten Dorf Limonen und Ananas verkaufen will. Für 1.200 Rupiah kauft er sie ihm ab. Die Menschen hier haben höchstens 1-2 Schweine und einen kleinen Acker. So sind sie viel unterwegs, schlafen, wo sie gerade sind und braten oder kochen ihre Süßkartoffeln. Oft tragen sie ein Baby auf dem Rücken, und ein Schweinchen läuft noch hinterher. Das Essen suchen sie sich unterwegs: Bananen, Limonen, Papayas, Wurzeln, Erdnüsse, usw. Sie fischen mit Pfeil und Bogen, schießen Vögel oder andere Tiere von den Bäumen. Auf meine Frage, wie alt er sei und wie er heiße, antwortet der Mann, er wisse es nicht, aber sein Vater habe Sohn zu ihm gesagt. Sein Bogen und die Pfeile sind sehr interessant; die Pfeile sind an den Spitzen ganz unterschiedlich, manche haben sogar drei Spitzen. Jeder Pfeil ist für eine andere Tierart.

Es geht wieder aufwärts. Wanda und ich haben die Tour schon ein paarmal verwünscht, wir sind am Ende unserer Kräfte, obwohl unsere Kondition für westliche Verhältnisse sehr gut ist. Recht mitgenommen beenden wir die Tages- etappe in Wesagalep. Die Begrüßungszeremonie erleben wir wie in Trance, aber sie läßt sich nicht umgehen. Allmählich hinterlassen die Strapazen ihre Spuren.

Wir dösen am Nachmittag vor unserer Hütte zwischen spielenden Kindern, denken nicht an morgen, nicht an beängstigende Post, Anrufe, Mahnungen, nicht an Horrornachrichten aus Radio- oder Fernsehmeldungen: Die Unendlichkeit dieses Landes, diese Menschenleere, gibt mehr Geborgenheit als eine abgeschlossene Wohnung in Bremen. Langsam legen wir unsere Zwänge ab, da wir uns nicht jeden Tag — oder nur notdürftig — waschen können, finden wir weder an Körpergerüchen, Sturmfrisuren, Tagesbärten oder heruntergekommener Garderobe

noch etwas schlimmes, ebensowenig wie unsere Gastgeber an Penishüllen und Lendenschurzen.

Die Rundhütten haben zwei Etagen: Unten hält man sich auf — man kann dort nur gebückt gehen, in der Mitte des Raumes ist die Feuerstelle, oben kann man nur liegen. Man liegt im Kreis mit dem Kopf zur Außenwand und schläft so, acht bis zehn Personen nebeneinander. Die Frauen wohnen mit den Kindern und den Schweinen — ja, den Schweinen — getrennt von den Männern in anderen Hütten. Licht gibt es außer der Feuerstatt nicht. Wenn es dunkel wird, schläft man eben. Sobald ein Dorf eine Polizeistation, eine Schule oder einen Pfarrer hat, gibt es ein Haus mit Wellblechdach als Amts- und Würdestube. Nur in diesen Dörfern dürfen Touristen übernachten, da hier eine Amtsperson die Aufsicht führt; hier gibt es dann auch meist einen kleinen Laden, der wirklich nur die notwendigsten Artikel führt.

10. 1. 93. Um 4:30 Uhr Aufstehen. Pini und seine Crew spielen seit einer halben Stunde schon Fußball. Der Tag ist nicht ganz so heiß, dafür liegt der Regenwald in modrig-dichtem Nebel vor uns. Schnell sind wir völlig durchnäßt. Auf Tiere oder Pflanzen können wir überhaupt nicht achten, der Boden ist glitschig von dem nassen Bambus wie Eis, und wir bemühen uns, nicht auszurutschen. Während einer Rast versuchen wir, notdürftig Kleider und Schuhe zu trocknen — eine vergebene Mühe. Der Geruch ist hier faul und moderig. Man kann keinen Meter weit sehen, auch das Atmen fällt schwer, da die Luftfeuchtigkeit extrem hoch ist. Wir frieren, und alle Knochen tun uns weh.



Die Sonne kommt zwischen den Wolken hervor, und es wird sofort spürbar warm. Von einem steilen Hügel aus schauen wir, wie das Tal ruhig und unberührt unter uns liegt. Wir gehen durch friedliche Dörfer, in denen jeder seiner Arbeit nachgeht; keiner hetzt oder schaut auf die Uhr,

jeder hat Zeit für ein freundliches Wort. Alle schauen mit offenem Blick, keiner weicht aus. Sie sehen einem frei und tief in die Augen, als ob sie einen ganz und gar ergründen wollen, forschend und arglos. Das ist für uns so ungewohnt, daß wir uns doch als Eindringling ertappt fühlen, der etwas Unrechtes plant. Ihr Händedruck ist fest und wird nicht sofort wieder gelöst, als ob er eine längere Prüfung bedeute. Diese Menschen sind von einem merkwürdigen Zauber umgeben, der noch rätselhafter wird, wenn man sich vorstellt, daß die Älteren vielleicht noch Menschenfleisch gegessen haben. Vor etwa 25 Jahren soll das noch vorgekommen sein. Wenn man unter diesen Menschen ist, fühlt man, daß Bedeutung und Status des Einzelnen an seinem Beitrag zum Ganzen, an seiner Partizipation und Zuverlässigkeit gemessen werden. Man möchte sein ganzes bisheriges Leben ausziehen wie einen alten Mantel und noch einmal von vorne anfangen. Hier kommen einem solche Gedanken. Natürlich ein Trugschluß, denn schon das Anzünden meines dänischen Lieblingstabaks in meiner irischen Lieblingspfeife erinnert mich an meine versnobten Ansprüche. Natürlich werde ich in Bremen, von Existenzängsten getrieben, wieder in meine Schublade klettern — aber diese Begegnungen werde ich nie vergessen.



Wir sind mit den Kräften am Ende, als wir im Dorf ankommen, wo wir im kleinen Haus des Pastors, voll mit Bildern aus der Bibel, Kalenderblättern, die einfach an die Wand gesteckt wurden, übernachten. Unsere Füße sind durch die

nassen Schuhe und Strümpfe von Blasen übersät. Pini gibt uns *minyak gosok*, ein Allheilmittel aus Honig, mit dem wir unsere Blasen behandeln. In der Nacht wache ich schweißgebadet auf. Irgend etwas hat mich am Hals gebissen, und Wanda kann zwei kleine Löcher in meiner Haut finden.

11. 1. 93. Um 6.30 Uhr brechen wir zum Rückmarsch nach Kurima auf. Es ist wieder heiß, und die Kleidung, vor allem die Schuhe, sind trocken. Es geht über zwei Hängebrücken, und plötzlich sind wir da. Kurz vor der Ortschaft treffen wir auf drei Indonesier, die nicht Papua sind, mit Militärgewehren, die sie lässig über der Schulter tragen. Jäger sind das nicht, alles ist etwas seltsam, und auch Pini weiß nicht, was er davon halten soll. Das Auftreten der Männer ist provokativ und unverschämt. Sie mustern uns mit finsteren, dreisten Blicken und gehen in die Richtung, aus der wir kommen.

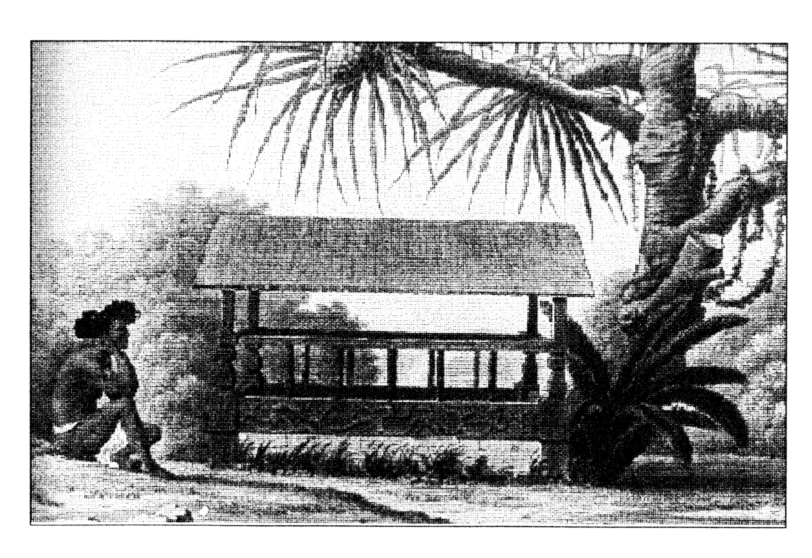
Nach kurzer Rast in Kurima geht es weiter nach Jogomo. Ein Jeep bringt uns nach Wamena in eine Art Jugendherberge. Unser Koch Jonas bringt mir ein Glas "Coca-Cola" und lächelt verschmitzt. In der Cola ist Whisky, und nicht zu knapp. Wie er das geschafft hat bei dem strengen Alkoholverbot in der Jugendherberge? Es wird ein lustiger und gemütlicher Abend; ich komme dahinter, warum mein Messer eine große Scharte in der Schneidefläche bekommen hat: Jonas, Romi und Arten haben offenbar eine Art Wettbewerb im Messerwerfen veranstaltet. Die Witze, die sie sich erzählen, sind sehr artig: "Ein Papua hat um eine Frau geworben und auch mit ihr geschlafen, nachdem er dem künftigen Schwiegervater ein Schwein geschenkt hat. Am nächsten Tag haben sich er und das Schwein aus dem Staub gemacht." Sie lachen über diesen Witz, bis ihnen die Tränen in den Augen stehen. Wanda und ich müssen mehr über den Erzähler und die Zuhörer lachen, die immer wieder unter Gelächter wiederholen, daß der Mann und das Schwein davongelaufen sind.

12. 1. 93. Es ist 8:30 Uhr, der Regen hört auf, der die ganze Nacht niederprasselte, man kann die Berge wieder sehen. Pini hat noch eine Überraschung für uns. Wir fahren in ein nahegelegenes Dani-Dorf, es scheint aber wie ausgestorben zu sein. Plötzlich sind wir, wie aus heiterem Himmel, von "bemalten" Kriegern umzingelt. Sie stoßen wildes Kriegsgeschrei aus. Die Szenerie ist furchteinflößend und unheimlich, obwohl wir wissen, daß es nur ein Schaukampf ist. Man ist so gebannt, daß man überhaupt nicht weiß, was man im Moment machen soll. Es muß früher sehr schlimm gewesen sein, man wäre jetzt schon tot, ohne überhaupt reagiert zu haben. Plötzlich ist Wanda verschwunden — von den Kriegern entführt, und ich müßte jetzt nach alter Sitte für ihre Freilassung ein Lösegeld in Form von Schweinen bezahlen. Eine Frau aus der Gruppe hat nur noch zwei Finger; ich bitte Pini, sie zu fragen, wie das passiert ist. "Wenn der Ehemann oder eines der Kinder oder ein Bruder stirbt, schneiden sich die Danifrauen für jeden Toten einen Finger ab."

Bevor wir aufbrechen, dürfen wir noch die 150 Jahre alte Mumie eines ehemaligen Häuptlings besichtigen. Da er besonders viel Kraft hatte, sehr klug war und auch noch dreißig Frauen besaß, hat man ihn durch Räuchern mumifiziert, um so diese Kraft und diesen Geist im Dorf zu halten. Er sieht unheimlich aus, in hokkender Stellung, schwarz geräuchert, den Mund weit aufgerissen, nur mit der Penishülle bekleidet.

Unsere Trekkingtour endet hier, und unsere Gefühle sind widersprüchlich. Bedauern und Erleichterung, Faszination und Stolz. Leicht erkältet, mit einigen Bissen von Flöhen, Moskitos und anderem Getier bekommt die Zivilisation uns wieder. Mit einer Zwei-Propeller-Maschine starten wir nach Jayapura. Innerlich sind wir immer noch gefangen vom Dschungel. Wir werden noch eine ganze Weile benötigen, um die Eindrücke zu verarbeiten. Pini hat den Mittelweg gewählt, drei Tage Zivilisation, drei Wochen "Steinzeit", nicht schlecht!

Für uns bedeutet diese Tour einen Einblick, der uns sehr zu denken gab: Über das Woher und Wohin des Lebens, eben über den Sinn des Lebens, und was man daraus macht. Die Dani, die Papua, alle Ureinwohner dieser Erde sollten mehr geschützt werden, denn sie wollen von uns nichts — wir aber von ihnen "alles": Land, Geld, Arbeitskraft, und sogar ihre Seele. Die Ureinwohner hätten ohne uns ihre eigene Zukunft, und diese Erde auch! Wir werden nicht wiederkommen, aber in zwanzig Jahren, wenn mein Sohn erwachsen ist, möchte ich ihn hierher schikken; er wäre dann noch jung genug, um mit dieser Erkenntnis etwas anzufangen. Aber werden die Dani oder die Asmat dann noch so sein, wird es sie dann noch geben? ◆



Erhard Haubold

Abenteurer und moderne Technik bedrängen bislang unbekannte Völker

"Entdeckt werden sie ohnehin. Von Krokodilhändlern, Erzsuchern, Händlern oder indonesischen Soldaten. Dann lieber von uns." Das sagt ein amerikanischer Missionar auf die Frage, ob man "die letzten wilden Stämme" in Irian Jaya, der östlichsten indonesischen Provinz, nicht lieber allein lassen sollte. In der ehemaligen holländischen Kolonie, die 1963 als Westirian zu Indonesien kam, gebe es noch rund achtzig unerforschte Völker und Dialekte (von insgesamt vielleicht 250 Sprachen), im benachbarten Papua-Neuguinea, seit 1975 unabhängig, sogar rund hundertzwanzig: Der Missionar hat beim amerikanischen Summer-Institut Linguistik studiert und parallel dazu an einer Bibelschule gelernt. Er kann, nach geraumer Zeit eine nicht-niedergeschriebene Sprache verstehen, eine Schrift entwickeln und in diese dann die Bibel übersetzen. Das ist unersetzliches Rüstzeug für einen wie ihn, der vor zwanzig Jahren in einer Gegend landete, in der die Einheimischen noch nie einen Weißen gesehen hatten. Manche Melanesier hielten die blassen Kaukasier für Geister, schnell registrierten sie den seltsamen Brauch der Missionare, die Nase in ein Tuch zu schneuzen und das Ergebnis in der Hosentasche aufzubewahren. Verbreitet ist noch heute der *"Cargo Cult"*, der Glaube, daß die Weißen mit ihren kleinen Flugzeugen "die wunderschönen Dinge" vom Himmel herunterholen könnten, oder daß immun gegen Krankheiten werde, wer nur möglichst lange in ihren Kirchen sitze.

Mancher Schaden ist angerichtet worden von katholischen und protestantischen Predigern. Weniger von den ersten Mutigen, die schon 1852 ankamen (deutsche Pfarrer waren auch anderswo in Indonesien die ersten), wie dem Deutschen Johann Geissler viel mehr von den protestantischen Fundamentalisten aus Amerika, denen Anthropologen vorgeworfen haben, daß sie ganze einheimische Kulturen zerstört hätten. In der Tat war es lange Zeit üblich, den "nackten Stammesleuten" kurze Hosen anzuziehen (die sie dann auf dem Kopf trugen) und ihre "animistischen Bräuche" als das Werk Satans zu verdammen. Heute läßt eine neue Generation von Pastoren auch Männer, die nichts als einen Penisköcher tragen, oder Frauen, die Süßkartoffeln am Altar opfern wollen, in ihre heute mehr als 1.500 Kirchen für vielleicht 500.000 von 1,5 Millionen Menschen, die in den letzten Jahrzehnten zum Christentum bekehrt worden sind. "Natürlich haben wir Fehler gemacht", gibt Wally Wiley zu, den in Jayapura wirklich jedes Kind

kennt. Der Amerikaner leitet die *"Mission Aviation Fellowship"*, die Fluggesellschaft mit siebzehn kleinen Maschinen, die mehr als zweihundert Missionsposten versorgt, weil es Straßen kaum gibt. Fünf Piloten sind umgekommen in einer der schwierigsten Gegenden der Welt, "wo du stundenlang herumsitzt und auf ein Loch in den Wolken wartest. Ich starte und lande nie ohne Gebet", sagt einer der "Missionsflieger", der seit 27 Jahren in Irian Jaya arbeitet und sich noch gut an die Leute erinnert, "die nackt aus dem Busch rannten, um mich zu begrüßen".

Um deren Zukunft sorgt er sich. Die Moderne drängt. Indonesien will seine größte Provinz (beinahe ein Viertel der Landmasse des Archipels, aber nur ein Prozent seiner Bevölkerung) endlich erschließen, durch den Bau des *Trans-Irian-Highway*, durch die Zuwanderung von Menschen aus Java oder Sulawesi. Mitten im Hochland liegt Freeport, eine der größten und gewinnträchtigsten Gold- und Silberminen der Welt, mindestens dreißig Milliarden Dollar wert und von einer amerikanischen Gesellschaft betrieben.

"Wir sind ein Puffer, sie können sich selbst nicht verteidigen gegen schlaue Abenteurer und moderne Technik", sagt der amerikanische Missionar, der Hosen erst verteilt hat, "als die Eingeborenen eines Tages ankamen, splitternackt, und sagten: das können wir deiner Frau nicht zumuten." Ihm und seinen Kollegen ist es anzurechnen, daß Kannibalismus, Kriege und rituelle Tötungen weitgehend zu Ende sind, daß die Lebenserwartung steigt und die sehr hohe Kindersterblichkeit nachläßt. "Früher gingen die Frauen zur Entbindung in den kalten Fluß. Wir geben ihnen Kleider und Moskitonetze, weil es in der Nacht sehr kalt werden kann. Und wir reduzieren ihre Ängste durch den Retter Jesus", sagt die Frau des Missionars. Mancher Krieger denke heute nicht mehr an die Blutrache. Anstatt ihn zu "pfeilen", lege er vor dem Mörder seines Vaters die Waffen nieder und rufe "Jesus ist mit mir." Die Frau, die den gläubigen Idealismus einer Zwanzigjährigen ausstrahlt, hat vier Kinder zur Welt gebracht und auch sonst so manches erlebt im Baliem-Tal, wo eine kleine einmotorige Maschine zuerst die Vorräte und dann die Missionarsfamilie absetzte. Die Frau hat Arzneimittel verteilt, sie weiß, daß Hundertfüßler ein Kind töten und einen Erwachsenen drei Tage sterbenskrank machen können. Sie schützt die "halbwilden Männer", die nur mit der vollen und der leeren Hand rechnen können, vor Betrugsmanövern der Krokodilhändler.

Überhaupt hat sie viel mit Reptilien erlebt: Einmal saß sie, weil das Flugzeug nicht kam, drei Tage lang unter einem Moskitonetz und mit sechs Krokodilen (denen die Mäuler zugebunden waren) im gleichen Raum. "Die Leute lieben das Fleisch", schwärmt sie, "und wir Missionare den Schwanz, der geräuchert und mit Sauerkraut hervorragend schmeckt." Sie erwähnt den "Schlangenschnapper", das von britischen Missionsärzten erfundene Gerät, das von Batterien betrieben wird und regelmäßig auf die Bißstelle schlägt, damit Protein verteilt wird.

Ihre traurigste Geschichte aber ist die, daß sie und ihr Mann nach dem nächsten Heimaturlaub wahrscheinlich nicht nach Irian Jaya zurückkehren werden. Schon einmal wurde das Visum mehrere Jahre nicht erteilt, insgesamt gehe die Tendenz dahin, ausländische Pastoren allmählich "zurückzudrängen", ihre Zahl sei von rund zweihundert auf fünfzig gesunken, über manche Station wachse bereits Gras, nach 2000 werde es kaum noch einen "weißen" Kirchenmann geben. Manche haben fähige einheimische Nachfolger gefunden, Pastoren etwa aus Java oder Sumatra, wobei freilich zu sagen ist, daß die Beobachtungen von Menschenrechtsverletzungen mit ausländischem Paß leichter fällt. Die Papua würden zur Seite geschoben, berichtet die Missionarsfrau, alle wichtigen Posten seien von Zuwanderern besetzt, aus der "christlichen Insel" würde allmählich eine Insel des Islam. Freilich, wie anders soll Jakarta sein sich über viertausend Kilometer erstreckendes Riesenreich, mit Dutzenden von Ethnien und Sprachen zusammenhalten, wenn nicht durch Mischung der Bevölkerung von 190 Millionen, Bewegungsfreiheit und "Transmigration" aus dem überfüllten Java? Aber die Ansiedlung von Javanern und Leuten aus Bali in den "äußeren Regionen" dient auch dazu, potentielle sezessionistische Bewegungen unter Kontrolle zu halten. Und die Transmigration führt nicht selten zu Spannungen, weil den neuen Siedlern Land zugewiesen wird, das die Einheimischen seit Generationen als das ihre betrachten. In Irian Jaya sind bereits zwanzig bis vierzig Prozent der 1,7 Millionen Einwohner Zuwanderer, unter ihnen schätzungsweise 160.000 Glückssucher in der Hauptsache aus Bugis und Makassar, die auch in Osttimor, der anderen "christlichen" Insel, immer wieder für Spannungen sorgen. Hier wie da und in Aceh im nördlichen Sumatra, das sind drei hauptsächlichen Unruheherde Indonesiens, sorgt die Armee oft brutal für Ruhe und Ordnung — "mit Erschießungen ohne Urteil, willkürlichen Verhaftungen, Folter, dem Verschwindenlassen von Menschen und der Zerstörung ihres Eigentums, die traurige Litanei der Repression", wie der "Sydney Morning Herald" schreibt.

Um so wichtiger sind die Aufgaben der etablierten Kirche, der Protestanten im Norden und der Katholiken im Süden (so hatten es die holländischen Kolonialherren organisiert). Der Katholische Bischof von Jayapura, der naturalisierte Holländer Herman Muninghoff, hat kürzlich die Militärs mit einem detaillierten Bericht über die Verletzungen der Menschenrechte in den zwölf Monaten bis Mitte 1995 aufgescheucht. Wenigstens sechzehn Zivilisten sind in der Nähe der Freeport-Mine von Soldaten umgebracht worden, die dazu neigen, Proteste einheimischer Volksgruppen gegen die "Entwickler" mit der Bombardierung ganzer Dörfer zu beantworten.

Ein gutes Beispiel ist das rasch wachsende Wildweststädtchen Timika, einst ein kleines Fischerdorf, das mit Flughafen und neu erbautem Luxushotel wichtiger Versorgungspunkt der Freeport-Mine Tambagapura (Kupferstadt) ist. Einheimische Melanesier sind dort kaum zu sehen, dafür um so mehr Schatzsucher aus

anderen Teilen Indonesiens. Ein Teil des Amungme-Volkes, der in drei Dörfern in der Nähe des großen Bergwerks lebte, wurde 1978 in die Nähe Timikas umgesiedelt. Ein traumatischer Prozeß für die Menschen aus dem Hochland, die in den von Moskitos geplagten Küstengebieten zum ersten Mal Bekanntschaft mit der Malaria machten. Dennoch gebe es für die Papua keine andere Möglichkeit, als sich den "Realitäten der wirtschaftlichen Entwicklung zu stellen", sagt der Bürgermeister der Provinzhauptstadt Jayapura (früher Hollandia), der dort geborene Yan Pieter Karafir. Auch wenn, wie er zugibt, einige Einwohner noch immer in der Mitte der Straße schliefen. Er brauche mindestens zehn Jahre, um seine Landsleute auf die Wirkungen von Bergwerken und Straßenbau vorzubereiten. "Wenn wir es nicht schaffen, haben wir Schwierigkeiten in der Zukunft." Nach einer langen Zeit der Vernachlässigung durch Jakarta soll — ein rotes Tuch für Umweltschützer und Menschenrechtler — die an Ressourcen reiche Provinz durch den *"Trans-Irian-Highway"* erschlossen werden, eine tausend Kilometer lange Strecke von Jayapura im Norden nach Merauke im Süden. Außerdem soll eine Verbindung nach Wamena im Baliem-Tal entstehen, einer mehrere tausend Jahre alten landwirtschaftlichen Zivilisation, die bisher einige Abenteuertouristen anzieht (wenn die Missionspiloten starten können), wo andererseits der Zement, weil er eingeflogen werden muß, fünfmal soviel kostet wie in Jakarta. Die Straße würde die Isolierung beenden, aber auch das "Monopol" der fliegenden Missionare, die "eines Tages nicht mehr gebraucht werden", wie einer vermutet.

Am Strand von Hamadi bei Jayapura spielen kleine Papua Krieg. Im Sand liegen verrostete Landefahrzeuge, Panzerketten, Motoren, riesige Müllcontainer — seit über fünfzig Jahren, als der amerikanische General MacArthur von Hollandia aus eine der größten Attacken im pazifischen Krieg gegen Japan begann, mit 1.200 Flugzeugen, 217 Schiffen, 80.000 Marinesoldaten und 50.000 Kampftruppen. Zwar gaben die Holländer nach heftigem Widerstand der Indonesier unter Sukarno ihre Kolonie "Nederlands Indie" 1950 endgültig auf, den Status von Neuguinea (Westirian) aber ließen sie offen. Die folgende kriegerische Auseinandersetzung vereinigte die meisten Indonesier hinter Sukarno, 1963 übergaben die Vereinten Nationen das Territorium an Jakarta, 1969 folgte der sogenannte "Akt freier Wahl", kein richtiges Referendum (das auch schwierig zu organisieren gewesen wäre), sondern eine Abstimmung von etwas mehr als tausend ausgewählten Stammesführern zugunsten von Indonesien. Im Gegensatz zur Annexion Osttimor 1976 hat die internationale Gemeinschaft die Integration von Irian Jaya in den indonesischen Staatenverband nie in Zweifel gezogen. Auch ein so kritischer Beobachter wie Bischof Muninghoff sieht keine Alternative. "Wir sind und bleiben Teil Indonesiens", die Idee eines freien Papua (von seinen Landsleuten zwischen 1949 und 1963 genährt), sei "nicht realistisch". Da brauchte er von seinem Haus nur über die Grenze nach Papua-Neuguinea zu schauen, "da kann man (wegen der Kriminalität) nach sieben Uhr abends nicht mehr aus dem Haus gehen,

das ist keine Freiheit." Ganz anderer Meinung ist die "Bewegung für ein freies Papua" (OPM), die in diesem Jahr durch eine spektakuläre Entführung von zwei Dutzend Menschen, unter ihnen sieben westliche Wissenschaftler und Studenten, wieder von sich reden gemacht hat. Sie wollen ein unabhängiges Irian, möglicherweise die Vereinigung mit den Verwandten in Papua-Neuguinea. Sie mögen nicht mehr als zweihundert Mann mit Pfeil und Bogen oder Äxten zählen, sind aber dennoch ernst zu nehmen. Denn sie stellen nicht zuletzt einen "Geisteszustand" dar, wie der Wissenschaftler Ralph Premdas sagt: den Widerstand der einheimischen Melanesier gegen die Eingliederung, gegen den "Kulturimperialismus" der Javaner, gegen den Verlust der Identität, den Verlust von Land und die politische Repression.

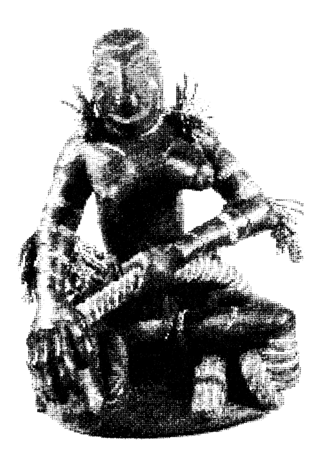
Die schlechte Behandlung der Melanesier durch die Zuwanderer, "die Arroganz und Brutalität der Uniformierten", so die Missionarsfrau, verhelfen der OPM (*Organisasi Papua Merdeka*) zu immer neuen Anhängern. Die Politik Jakartas in Irian Jaya tut ein übriges. "Lächeln" und Repression wechseln einander ab. 1984 wurde Arnold Arp, ein führender Intellektueller ermordet, verantwortlich gemacht werden die Militärs. Überall ist Geheimdienst, überall muß geflüstert werden. Die Amerikaner von der Freeport-Mine mögen sich auf ihr Geschäft konzentrieren, sie stehen aber immer im Vordergrund, wenn es um die Verletzungen der Menschenrechte und den Umweltschutz geht: so groß, so fremdartig ist ihre Investition. Denn die Firma ist, weil es dem Staat an willigen Beamten mangelt, praktisch der Administrator der Region. Daraus fließen Vorwürfe, daß sie eng mit den Soldaten zusammenarbeite und ihnen Fahrzeuge und Hubschrauber zur Verfügung stelle, daß sie den Menschen ihr Land wegnehme und mit dem Abbau von Kupfer und Gold die Landschaft so massiv ändere, daß die reiche biologische Vielfalt irreparablen Schaden nehme. Manches an dieser Kritik ist nicht substantiiert, aber die Firma hat erst jetzt mit einer Gegenkampagne begonnen. Mit großer Sicherheit hat sie nichts damit zu tun, daß bis Mitte letzten Jahres 22 Einheimische umgebracht wurden oder als vermißt gelten — als direkte Folge von Aktionen der Armee (die ein Verfahren eingeleitet hat), wie Kirche und Menschenrechtsgruppen erklären.

Wahrscheinlich ist, daß in den letzten dreißig Jahren Tausende von Einheimischen gefoltert oder umgebracht wurden, daß Tausende sich in eine Umsiedlung fügen mußten. Unter den Vermißten befinden sich vier Brüder von OPM-Führer Kelly Kwalik. Weitere Zusammenstöße sind vorprogrammiert mit dem Plan, den "schlafenden Giganten" Irian Jaya zu "entwickeln", und auch den größten Fluß, Mamberamo, wirtschaftlich zu nutzen. Es fällt auf, daß am Ausbau der Infrastruktur und als Lizenznehmer von Freeport zunehmend australische Firmen beteiligt sind — Angehörige eines "westlichen" Nachbarlandes, dessen Zeitungen sich für die Menschenrechte in Indonesien stark machen, dessen Regierung andererseits immer enger mit Jakarta zusammenarbeitet und vor kurzem ein Verteidi-

gungsabkommen unterzeichnet hat. Mancherlei steht auf dem Spiel: die Zukunft des riesigen Lorentz-Reservats (15.000 Quadratkilometer), mit dessen Kartierung die entführten Angehörigen des "World Wide Fund for Nature" beschäftigt waren; das Überleben winziger Eingeborenengruppen wie der Amungme mit gerade 5.000 Menschen in einem Land mit beinahe 200 Millionen Einwohnern; schließlich das Überleben einer Kultur, die zunehmend von einer muslimischen Technokraten-Elite zur Seite geschoben werden könnte — zusammen mit den christlichen Missionaren, ihren winzigen Flugzeugen und Schulen. Nach vierzig Jahren in Irian Jaya sagt Bischof Muninghoff, daß es eine Kommunikation mit dem Islam nicht gebe, "aber auch keinen Krieg."

Das Freeport-Bergwerk ist inzwischen auch in Amerika unter Beschuß geraten. Von "nacktem Kolonialismus" sprechen manche Kritiker angesichts einer Enklave im Busch, in der nur 300 einheimische Melanesier beschäftigt werden (für 1.000 Dollar im Jahr) gegenüber 11.000 "Außenseitern" aus anderen Teilen Indonesiens (für 7.000 Dollar) und einigen ausländischen Fachleuten, die 100.000 Dollar im Jahr verdienen und ihre Steaks aus dem australischen Cairns bekommen. Für Indonesien ist das Engagement der in New Orleans ansässigen "Freeport McMoran Copper & Gold" — Henry Kissinger sitzt im Aufsichtsrat — die größte Auslandsinvestition. Firmenchef James Moffet unterhält freundschaftliche Beziehungen zu Präsident Suharto. Hier "halbnackte Museumsmenschen", dort der Hunger der industrialisierten Welt nach Mineralien? Ganz wichtig wäre, daß die Melanesier die Kontrolle über ihr Leben behalten, daß sie nicht einfach ihre Landrechte verlieren und in die Ebene umgesiedelt werden können, daß nicht in jedem Dorf furchteinflößende Soldaten sitzen, daß die Rebellion der OPM nicht das einzige Ventil für die Unzufriedenheit bleibt.

(Quelle: FAZ vom 25.01.96) ◆



Porträt: Ursula und Gunter Konrad

Spätestens seit der Asmat-Ausstellung in Berlin im Winter und Frühjahr dieses Jahres, die einen großen Teil ihrer Sammlung zeigte, kennt jeder, der an Indonesiens Kulturen und Kunst interessiert ist, das Arztehepaar Ursula und Gunter Konrad aus Mönchengladbach. Doch Irian Jaya-Interessierte dürften sie seit etwa zwanzig Jahren kennen, denn seit vielen Jahren schon forschen sie in Irian Jaya, und ihre Forschungen finden Erwähnung, wann immer jemand etwas über Irian Jaya-Kunst und speziell die Kunst der Asmat schreibt. Das Ehepaar hat eine der umfassendsten und systematischsten Sammlungen zur Kunst der Asmat angelegt. Die DIG Köln kennt Herrn Konrad persönlich von seinem anregenden Vortrag im Dezember letzten Jahres.

Zur Ausstellung nach Berlin luden die Konrads fünf Asmat-Schnitzer ein, die während einer Kulturwoche dort anwesend waren. Diese brachte soviel Andrang, daß das Museum vorübergehend geschlossen werden mußte. Für die Asmat war es natürlich ein besonderes Erlebnis, ihre Kunst in einem solchen Ausmaß gewürdigt zu sehen, und sie nehmen diese Erfahrung auch als Anreiz und Hoffnung für alle Asmat-Künstler mit zurück, daß sie mit ihrem künstlerischen Schaffen auf ungewöhnlich großes Interesse in Deutschland stoßen. Für die fünf Asmat ganz persönlich war es das tollste Erlebnis in Berlin, "auf dem Wasser zu stehen". Leider erlebten sie keinen Schnee in Berlin, von dem ja alle Indonesier träumen, wenn sie nach Europa kommen, aber sie erlebten eine vereiste Stadt.

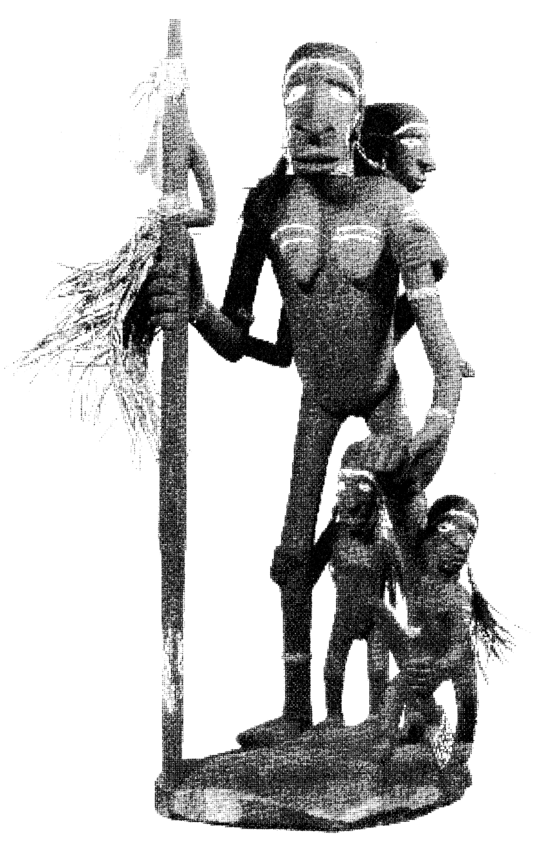
Herr Konrad erwähnt eine ärgerliche Medienkritik zur Anwesenheit der Asmat in Berlin, die offensichtlich ohne genaue Recherchen geschrieben wurde. Denn diese fünf Asmat sind keineswegs "unbedarfte Eingeborene", die zu Showzwecken eingeflogen wurden, sondern mit Bedacht ausgewählte Persönlichkeiten: Einer der Asmat blieb ein Dreiviertel Jahr in Deutschland, ein anderer war bereits vor acht Jahren einmal hier an der Universität und ist jetzt Kurator am Asmat-Museum. Gerne hätten die Konrads auch einer Asmat-Künstlerin die Möglichkeit gegeben, nach Berlin zu kommen, doch aus familiären Gründen war dies nicht möglich. Frau Konrad holte die Gruppe, zu der auch der Bupati von Merauke, ein Batak mit seiner Frau, gehörten, in Jakarta ab und begleitete sie nach Berlin.

Eine wundervoll geschnitzte Tür aus Afghanistan, indische Säulen, in einer Nische eingebaut ein chinesisches Bett, eine Sammlung von Tier- und Menschenschädeln aus aller Welt, moderne Malerei und ein Ganesha im Garten zeugen davon, daß das Ehepaar Konrad nicht ausschließlich auf die Kunst der Asmat kon-

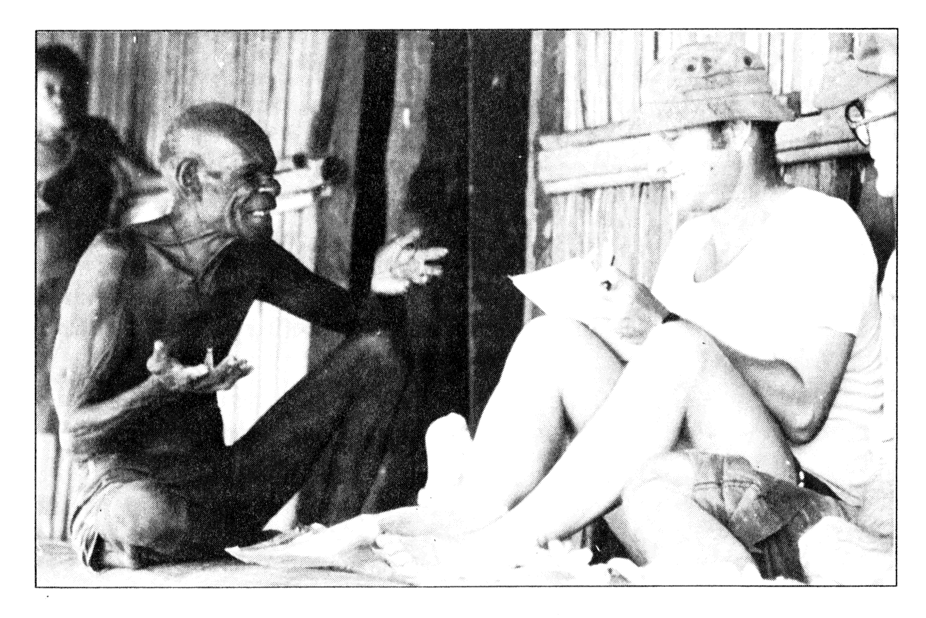
zentriert ist. Und doch bereist das Paar seit 25 Jahren vor allem das Gebiet der Asmat in Irian Jaya und sammelt traditionelle und moderne Asmat-Kunst. Und sogar Paradiesvögel gibt es, die Herr Konrad am Ende vorsichtig aus einem Papier wickelt, das einen typisch indonesischen Mottenkugel-Duft entfaltet, in wundervollen Farben mit zartestem, spinnwebfeinem Gefieder.

Angeregt durch einen Film von Eugen Schumacher "Steinzeit und Paradiesvögel", den er 1959 sah, beschloß Gunter Konrad, diese Gegend zu bereisen. 1963 reiste er erstmals nach Papua Niugini und sammelte dort Schmetterlinge, Fledermäuse, Flughunde für Museen, u.a. für das Senckenberg-Museum in Frankfurt. 1971 machte das Paar sich erstmals auf nach Irian Jaya, um ein Jahr dort zu bleiben. Voraussetzung für die Durchführung der Reisen waren die erforderlichen Genehmigungen der indonesischen Regierung. Zwei Monate dauerten beim ersten Mal die Einreiseformalitäten in Jakarta, da sie die erste wissenschaftliche Expedition in das Asmat-Gebiet durchführten. Während der Wartezeit bereisten sie Java und andere zugänglichere Inseln.

Das Asmat-Gebiet liegt an der Südküste von Irian Jaya und umfaßt ein weites Schwemmland mit Urwäldern und vielen Wasserläufen, sowie weiter im Inland gebirgige Regionen. Sprache, Lebensweise und Kunst weisen auf eine Einheit der Asmat-Kultur hin, wenngleich, wie Herr Konrad auch in seinem Vortrag bei der DIG Köln deutlich machte, die Asmat stromauf- und die Asmat stromabwärts sich in vieler Hinsicht unterscheiden; die Küsten-Asmat leben in Familienhäusern und großen Männerhäusern (*yeu*), die inländischen Asmat leben zu kleinen Gruppen in Baumhäusern wie die Korowai, ein Nachbarvolk, das seit einiger Zeit auch



touristisch interessant geworden ist. Die Asmat der Küste sind Jäger und Sammler im Gegensatz zu den benachbarten Kopkaka im Fußgebirge und den Hochländern, die Gärten anlegen und Schweine halten. Sie treiben miteinander Handel mit Steinen, Bambus, Tabak aus dem Inland gegen Knochen, Muscheln, Sago von der Küste. Neuerdings sind die Asmat der Küstenregion nicht mehr an Produkten aus dem Inland interessiert; vermutlich liefert Indonesien alles, was zum Fortschritt gebraucht wird.



Damals, 1971, gab es auf Irian Jaya noch das von den Niederländern überkommene Schnitzverbot für die indigenen Gesellschaften, da alle traditionellen Äußerungen sogleich mit Heidentum und Kannibalismus assoziiert wurden. Insbesondere der aufgeschlossene und kunstinteressierte amerikanische Bischof Sowada von der "Cruiser Mission" verhalf zu einer Veränderung dieser Einstellung: Mit Unterstützung der "Rockefeller Foundation" gelang es ihm, 1973 in Agats ein Museum für die einheimische Kunst zu erbauen; die Konrads fanden in ihm einen Freund und Unterstützer für die Kunst der Asmat. So ergab sich eine ideale Basis für drei Seiten der Bemühungen um die Asmat-Kunst, die sich gegenseitig steuern und ergänzen konnten: Bischof Sowada förderte den regionalen Kunstsinn, das Ehepaar Konrad förderte das Wissen um die Asmat-Kunst über Irian Jaya hinaus, und die Asmat wurden zur Auseinandersetzung mit ihrer Eigenheit und damit zu traditionellen wie modernen künstlerischen Produktionen angeregt. Ein glückliches Zusammentreffen.

1974 kam das Ehepaar Konrads erneut für ein Jahr nach Irian Jaya und seitdem, zusammen oder einzeln, immer wieder für ein Jahr oder für einige Monate. Die Strapazen solcher Reisen dürfte wohl nur jemand nachempfinden können, der schon einmal Wochen und Monate in abgelegenen Dörfern Indonesiens verbracht hat. Auch den ungebrochenen Idealismus kann nur jemand achten, der über lange Zeit das Leben der Bewohner solcher Gegenden geteilt hat. "Wenn es wochenlang regnet", sagt Frau Konrad, "ist alles nur schlammig und unbegehbar. Für Touristen ist es außerordentlich öde." Für die Konrads war es das vermutlich manchmal auch. Doch sie waren und sind einbezogen nicht nur in die künstlerische Bewegung der Asmat, sondern natürlich längst auch in die Asmat-Familienbeziehungen; sie sind adoptiert und tragen Namen von verstorbenen Asmat; dabei gilt: Je stärker die Beziehung, desto wichtiger die Persönlichkeit, mit deren Namen ein wesentliches Erbe weitergegeben wird. Die Namen von Urvater und Urmutter, die sie nun tragen, können erst nach ihrem Tod an andere vererbt werden.

Sie loben die offene Struktur der Asmat-Gesellschaft: Jeder ist nur, was er ist; es gibt keine Familienhierarchien. Das gibt eine gewisse Freiheit, macht die Asmat-Gesellschaft aber vielleicht auch recht labil gegenüber äußeren Einflüssen und Werten.

Daß es seit kurzer Zeit Telefon und Telefax über Satellit ins Asmat-Gebiet gibt (zuvor nur via Radiowellen), erscheint dem Ehepaar Konrad auch etwas fremdartig — kein Wunder, da sie viele Jahre dort wie die Asmat, kaum erreichbar für die Außenwelt, lebten.

Mit Bali, das sie auf ihrer ersten Reise nach Irian Jaya besuchten, vergleicht das Ehepaar Konrad die Kultur der Asmat. Denn damals war Bali noch — oder wieder nach den dreißiger Jahren — eine isolierte Insel, die keinerlei touristische Attraktion bot. So, denken sie, könnten demnächst auch die Strände und das Inland Irian Jayas in eigener Weise interessant werden. Heute legt das Kreuzfahrtschiff 'Bremen' ein- bis zweimal im Jahr im Asmat-Gebiet an, und die Einheimischen bieten eine Tanzshow. Die Tänze sind natürlich nicht von indonesischer höfischer Tradition geprägt, daher können sie von den Touristen kaum als kunstvoll gewürdigt werden. Auch KIAS, die Indonesienshow in den USA, erhielt für die Irian Jaya Tänze wenig günstige Kritik.

Zwei Thesen bringen die Konrads dem westlichen Denken näher, die zunächst kontrovers erscheinen, die sie aber zusammen bedacht und gewürdigt wissen möchten:

- Irian Jaya ist unserem europäischen Gedankengut näher als die Kulturen Südostasiens.
- Irian Jaya hat mit der Bindung an Indonesien mehr Entwicklungschancen als das benachbarte unabhängige Papua Neuguinea.

Das Ehepaar Konrad legt großen Wert auf die indonesische Kulturintegration und bemerkt positiv, zu welch vielfältigen Gelegenheiten indonesische Regierungsvertreter nach Irian Jaya kommen und sich bemühen, dieses Land in die *Pancasila*-Ideologie einzubinden. Daß es heute in den abgelegenen Dörfern Schulen gibt, und daß die Kinder indonesisch lernen, freut sie, denn natürlich sind die Völker Irian Jayas und vor allem die junge Generation interessiert an der Welt außerhalb des eigenen Erfahrungsbereichs und nehmen wissensdurstig jede Gelegenheit wahr, sich mehr Bilder davon zu machen. Die Konrads können und wollen nicht den Gedanken vertreten, daß die westliche Welt, von der sie in Gedanken und Handlungen ja auch etwas nach Irian Jaya brachten, an den Asmat vorbeigehen soll. Sie sehen dort nicht "ein letztes Paradies", das trotz intensivierter Kontakte mit der übrigen Welt erhalten bleiben sollte.



Offenbar haben sie aber nicht im Sinn, daß das Asmat-Gebiet muslimisch werden sollte. Die christliche Einbindung, in welcher der erste Kontakt mit west-

lichen Völkern erfolgte, möchten sie weiter verfolgen und festigen. Sie unterhalten intensive Beziehungen zu Bischof Sowada von Agats; noch vor kurzer Zeit besuchte er sie für mehrere Wochen. Die Gemeinde Mönchengladbach hat dem Ehepaar Konrad eine nicht mehr für Gottesdienste benutzte Kirche für Ausstellungen angeboten. Das wäre natürlich ein wunderbares Objekt für eine ständige Asmat-Ausstellung, jedoch muß auch jemand für den Erhalt des Gebäudes und der Ausstellung Sorge tragen. So gibt es ständig neue Bewegungen, organisatorische Bedenken und Überlegungen in Sachen Asmat-Kultur für das Ehepaar Konrad, ob sie nun gerade in Mönchengladbach oder in einem Asmat-Dorf leben. Nebenbei: Zwei katholische Gemeinden in Wuppertal und Essen sammeln seit Jahren für die Asmat und haben insgesamt schon 160.000 DM zusammengebracht. (Auf Anfrage erteilt die KITA-Redaktion gerne Auskunft zu Spendenkonten.)

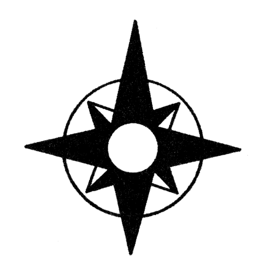
Die Asmat, "wir, die wahrhaftigen Menschen" oder "wir, die Baummenschen", kennen in ihrer Religion wie die Christen ein "Paradies". Sie sehen in der Ahnenwelt die umgekehrten Verhältnisse der Welt der Lebenden: Was den Lebenden zu Mühe und Qual gerät, wird den Toten angenehm und süß. Entsprechend wird der Ahnenpfahl umgekehrt, mit den Wurzeln nach oben, aufgestellt, und die Ahnen werden weiß gedacht. — Das mag mit zur Akzeptation der ersten Weißen an den Küsten Irian Jayas beigetragen haben wie auch zu den immer mal auftauchenden Gerüchten von einem weißen Stamm im Innern des Landes. — Die Asmat lebten eng mit den Ahnen, im Schlaf ruhte ihr Haupt auf einem Ahnenschädel. Daß auf der anderen Seite die Kopfjagd und das Sich-Einverleiben der Kraft des anderen im Kannibalismus standen, nimmt nicht wunder. Beide Vorstellungen wurzelten im Mythos von Aussöhnung und Weitertragen des Lebens. Die abendländische Vorstellung der Einverleibung von Christi Fleisch und Blut in der Kommunion, die immer erneuert werden muß, mag letztlich mit vergleichbaren Vorstellungen verbunden sein. Unter diesem Aspekt trifft in der Tat die Kultur der Asmat im Christentum auf ähnlichere Wurzeln und Verständigungsmöglichkeiten als in der javanischen Kultur. Mit der Annahme des Christentums können die traditionellen Rituale zu Vergeltung und Versöhnung aufgegeben werden, da das Individuum sich auf die göttliche Erlösung stützen kann. Doch das Ehepaar Konrad versteht auch, daß der Ahnen-"baum" mit den Wurzeln nach oben nicht dem Kreuz, sondern dem traditionellen künstlerischen malaiischen Bild vom 'umgekehrten Baum' entspricht, daher das Votum für die Einbindung in die indonesische Kultur. Im Vielvölkerstaat Indonesien sehen die Konrads für die moderne Schnitzkunst der Asmat eine vielversprechende Zukunft. (*Helga Blazy*) ◆

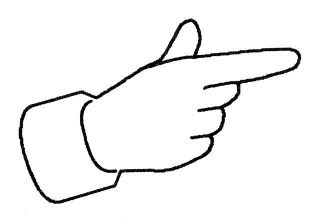


INDONESISCH für UNS

Himmelsrichtungen

Nord .... *utara*
Ost .... *timur*
Süd .... *selatan*
West .... *barat*
Nordost .... *timur laut*
Südost .... *tenggara*
Südwest .... *barat daya*
Nordwest .... *barat laut*





Andere "richtungsweisende" Wörter

rechts .... *kanan*
links .... *kiri*
gerade(-aus) .... *lurus*
oben .... *atas*
unten .... *bawah*
vorn .... *depan*
hinten .... *belakang*
Mitte .... *tengah*

Geographische Bezeichnungen

Berg, Gebirge .... *gunung, pegunungan*
Vulkan .... *gunung berapi*
Krater .... *kawah*
Hügel .... *bukit*
Tal, Ebene .... *lembah, dataran*
Fluß, Bach .... *sungai, kali*
(Binnen-)See ..... *danau*
Meer, Ozean ...... *laut, lautan*
Insel .... *pulau*
Strand .... *pantai*
Meeresenge .... *selat*
Bucht .... *teluk*
Wald, Dschungel . *hutan, hutan rimba*
Wasser .... *air*
Stadt .... *kota*



Landzunge, Halbinsel .... *tanjung, semenanjung*
Land, Boden .... *tanah*
Wind .... *angin*
Dorf .... *kampung, desa* ◆

Irian Jaya im Blick der Forschung

In den Niederlanden läuft seit einigen Jahren das Irian-Jaya-Studienprogramm ISIR (*Irian Jaya Studies — a program for Interdisciplinary Research*), das interdisziplinär eine begrenzte Region erstmals von verschiedenen Ansätzen her zu beschreiben versucht. Das ISIR-Projekt ist ein Vorrangs-Programm der Niederländischen Organisation für Wissenschaftliche Forschung, es begann am 1. 1. 1993. Als ein interuniversitäres Forschungsprogramm zielt ISIR darauf ab, das Wissen über Anthropologie, Archäologie, Administration, (Ethno-)Botanik, Demographie, Geologie und Linguistik in der Vogelkopfregion in Irian Jaya zu vergrößern und zu integrieren. Das Projekt beinhaltet zudem, neue Bereiche der Zusammenarbeit zwischen niederländischen und indonesischen Wissenschaftlern im Bereich der Irian Jaya-Studien zu erschließen.

Zweimal im Jahr informiert der "ISIR Newsletter" über die Forschungsergebnisse.

1. Verschiedene Doktoranden und weitere Wissenschaftler führen anthropologische Feldstudien in der Vogelkopfregion durch zu Clanbeziehung, Ethnohistorie und Mythologie, traditionellen Glaubensrichtungen, missionarischen Aktivitäten, Beschreibung archivierter Texte aus der oralen Tradition.

2. Via demographischer Untersuchungen werden neueste Informationen über die Infrastruktur der Familienplanung in Jayapura und über Bevölkerungsdaten im Bezirk Teminabuan gesammelt.

3. Die Entwicklung der Administration wird beobachtet.

4. Die linguistische Feldforschung sammelt Daten in vielen Sprachen der Region: Maybrat, Moi Segin, Madik, Moraid, Merdey, Moskona, Inanwatan, Mpur, Abun, Moi, Hatam, Sough.

5. Die archäologische Abteilung der Forschungen am Vogelkopf erforscht Höhlen und unternimmt Ausgrabungen. Pollen aus den Ayamaru-Seen sollen Aufschluß über das Klima und die Vegetation über die Jahrhunderte oder Jahrtausende geben.

5. Die Botanik-Abteilung beschäftigt sich mit dem Gebrauch von Pflanzen und pflanzlichen Produkten in der Ayfat-Region in Zusammenarbeit mit einem Linguisten.

6. Die Geologie-Abteilung studiert und sammelt vorhandene Materialien der geologischen und physischen Umgebung der Vogelkopfhalbinsel. *Geographic Information Systems* (GIS) und geologische Untersuchungen sollen auch der in-

donesischen Wissenschaft zugute kommen. Luftaufnahmen und topographisches Landkartenmaterial, das in Indonesien selber kaum zu bekommen ist, wurden vom topographischen Dienst Emmen besorgt und interpretiert, um daraus wertvolle erste Landkarten und Daten zu erstellen.

Vom 28. 8. bis 2. 9. 1995 fand an der Universität Cenderawasih in Jayapura die erste internationale Konferenz über Neuguinea-Sprachen und -Linguistik statt. Gemeinsam organisierten die indonesische Universität in Jayapura und die Papua-Niugini-Universität in Port Moresby die Konferenz, zu der über 100 Teilnehmer aus sieben Ländern kamen. Ziele der Zusammenkunft waren, Linguisten aus aller Welt zur Diskussion sprachlicher Daten der beiden Teile Neuguineas zusammenzubringen und in einem weiteren Schritt Bemühungen zu unternehmen, kleine oder aussterbende Sprachen zu erhalten.

Auf Neuguinea werden nicht weniger als 1.000 Sprachen gesprochen, ein Fünftel der Sprachen der Welt. Viele dieser Sprachen haben weniger als 5.000 Sprecher, manche gar nur 500 oder noch weniger. Ein kleinerer Teil der Sprachen gehört zur austronesischen Sprachfamilie, die meisten werden als nicht-austronesische oder Papua-Sprachen klassifiziert.

Viele Konferenzbeiträge befaßten sich mit dem Erhalt der indigenen Sprachen und der vielfach erstmaligen Umsetzung in Schrift zur Stützung der Identität der Sprachgemeinschaften. An der Cenderawasih-Universität läuft ab Sommer 1996 ein linguistisches Programm, das pro Jahr dreißig Studenten für die Feldforschung ausbildet. Es werden nicht so sehr theoretische Spezialisten hier gebraucht, sondern Linguisten, die einzelne Sprachgemeinschaften mit einem Alphabet und Grundlagen der Grammatik versehen können. Vielversprechend war in diesem Zusammenhang die große Zahl von Vortragenden aus Indonesien und Papua Niugini, die Beschreibungen ihrer eigenen Sprachen vorstellten. Die Konferenz empfahl auch den Regierungen, die einheimischen Sprachen nicht zu unterschätzen und ihnen Unterstützung durch linguistische Forschung und Alphabetisierungsprogramme zukommen zu lassen sowie ihnen Platz im Schul- curriculum einzuräumen.

Die Zweite Internationale Konferenz über Sprachen und Linguistik Neuguineas soll im Sommer 1997 in Port Moresby stattfinden.

Anfang Dezember 1995 fand an der Cenderawasih-Universität in Jayapura ein Seminar zur "Entwicklung der Region Irian Jaya" statt. Die etwa 100 Teilnehmer waren zumeist Indonesier, aber es waren kaum Irianesen unter ihnen. Das Seminar wollte mehr über allgemeine, großräumige und strategische Entwicklungsaspekte in Irian Jaya verstehen und suchte nach alternativen Lösungen für eine Weiterentwicklung, welche die Interessen der lokalen Bevölkerung sowie

kulturelle und Umweltaspekte stärker berücksichtigen. Zum Abschluß wurden die Diskussionsergebnisse dem Gouverneur vorgelegt.

Die Teilnehmer waren sich darüber einig, daß bislang die lokale Bevölkerung zu wenig von den durchgeführten Programmen profitiert habe und es mehr Erziehungs- und Gesundheitsprogramme für sie geben müsse. Entwicklungsfonds werden nach politischen Strategien verteilt, die nicht immer mit dem Wohl der Bevölkerung übereinstimmen. Die rapiden Veränderungen geben ihr außerdem zu wenig Zeit, die notwendige Bildung und den erforderlichen Arbeitsethos zu erreichen, um an neuen Einkommenssektoren wie zum Beispiel dem geplanten Tourismuszentrum auf Biak partizipieren zu können.

Allgemein wurde die Empfehlung gegeben, die lokale Bevölkerung intensiver an den Entwicklungsprogrammen zu beteiligen, wenn ihre Situation sich zugleich mit der allgemeinen Entwicklung Irian Jayas verbessern soll. Zudem sollten anthropologische Erkenntnisse zur Verfeinerung und Abstimmung der Entwicklungsprogramme verstärkt herangezogen werden.

(Zusammenfassung und Übersetzung: Helga Blazy. Quellen: ISIR Newsletter 6, April 1996; IIAS Newsletter 6, Autumn 1995; IIAS Newsletter 8, Spring 1996) ◆

Rüdiger Siebert & Helga Blazy

ECIMS 10 in Berlin

Das 10. Europäische Kolloquium zu indonesischen und malaiisch/malaysischen Studien fand vom 17. bis 22. Juni in Berlin statt. Gastgeber waren Prof. Ingrid Wessel und Prof. Kubitschek von der Humboldt-Universität Berlin. Das Konferenzthema zeigt den aktuellen Zeitbezug: *"The Indonesian and Malay World at the End of the Twentieth Century: Continuity, Adaptation and Change"*.

Die Wirtschaft Südostasiens boomt. In den sogenannten Tigerstaaten sind grundlegende soziale und wirtschaftliche Veränderungen zu beobachten — eine Herausforderung für ausländische Investoren, die den Anschluß nicht verpassen wollen. Eine Herausforderung aber auch für die Wissenschaft, den Wandlungsprozessen mit soliden Untersuchungen nachzuspüren, deren Ergebnisse auch für Wirtschaft und Politik von Bedeutung sind. Dieser Zusammenhang von Forschung und praktischem Gegenwartsbezug stand im Mittelpunkt des 10. ECIMS in Berlin. Die Zeiten sind vorbei, da Ethnologen, Philologen eher in akademischer Abgehobenheit und ohne einen Blick auf jeweilige Nachbarwissenschaften

ihre Forschungen betrieben. Die Referate in Berlin zeigen es deutlich: Da geht es um die neuesten Erkenntnisse beim Verlust von tropischem Regenwald. Da geht es um Umweltschutz und soziale Folgen des Wirtschaftsbooms. Da geht es um die Frage, ob und wie völkerkundliche Forschungsergebnisse von Politik und Wirtschaft genutzt werden können. In Zeiten der knappen Gelder sind nämlich auch Wissenschaftler an Sponsoren interessiert. ECIMS bietet für einen solchen Erfahrungsaustausch unter Fachleuten eine hervorragende Gelegenheit.

Vor fast zwei Jahrzehnten fand das erste Kolloquium dieser Art in Paris statt, damals längst noch nicht mit dem geschärften Blick auf die unmittelbare Entwicklung, die aus sogenannten Entwicklungsländern Südostasiens die in aller Welt bewunderten neuen industrialisierten Staaten mit den ökonomischen Zuwachsraten von acht oder zehn Prozent gemacht hat. Ein Beweis für die verstärkte geistige Auseinandersetzung mit den Themen der Zeit in Südostasien selber ist es auch, daß mehr als ein Drittel der Vortragenden Indonesier und Malaysier waren — und je ein Wissenschaftler aus Brunei, Darassalam und aus Singapur stammen. Sie suchen hier nicht allein die Diskussion mit den Europäern und folgen deren Spuren, verstärkt zeigen sie auf diesem Kolloquium, welche Wege sie gehen wollen.

Daß die 10. ECIMS-Veranstaltung nun an der Humboldt-Universität stattfand, ist ein Beweis dafür, daß längst vor der deutschen Wiedervereinigung die akademischen Kontakte gepflegt wurden und persönliche Beziehungen zwischen den Wissenschaftlern eine praktische Zusammenarbeit ermöglichten. Prof. Hans-Dieter Kubitschek, bereits zu DDR-Zeiten an der Humboldt-Universität ausgewiesener Kenner Südostasiens, konnte trotz aller politischen Widerstände über die Grenzen hinweg die Fäden fachlicher Kooperation mit den Kollegen im Westen knüpfen. Nun ist er gewissermaßen Gastgeber der Jubiläumskonferenz. Auch dies ein Aspekt von *"Continuity, Adaptation and Change"*.

Ein Höhepunkt dieses Kolloquiums war die Verleihung der Ehrendoktorwürde der Humboldt-Universität an den indonesischen Historiker Prof. emeritus Dr. Sartono Kartodirjo, der seit vielen Jahren an ECIMS teilnimmt. Kartono, geb. 1921, ist der Sozialhistoriker Indonesiens. Er wurde 1956 an der "Universitas Indonesia" promoviert, studierte weiter an der Yale University (Südostasien-Studien) und an der Universität von Amsterdam (Philosophie). Seit 1964 war er Professor an der UGM in Yogya und von 1974 bis 1981 auch an der UI in Depok. In seinen Schriften verbindet er historische und zeitgeschichtliche Bewegungen sozialer, politischer und philosophischer Art.

Sehr beeindruckend war im Abendprogramm der Konferenz der Film '*Tiwah* — Fluß des geliehenen Lebens' von Sri Kuhnt-Saptodewo und Hanno Kampffmeyer über das Fest der Totenumbettung in einem Dorf der Ngaju Dayak. Mit großer Intensität und in beeindruckenden Bildern faßt der Film die dreißig Tage

des Festes in einem Ineinandergreifen der Zeremonien zusammen und gibt nebenbei einen Eindruck von der poetischen Kraft der rituellen Sprache.

Einige Vorträge widmeten sich lokalen Feldstudien: Minangkabau (K. Scheuringer, E. Wieringa), Orang Suku Laut (C. Chou, L. Lehnhart), Ngaju Dayak (S. Kuhnt-Saptodewo), Bali (N. Backhaus, S. Wälty). R. Schefold sprach über Entwicklungen in der Architektur Westindonesiens. Der größte Teil der Beiträge widmete sich soziokulturellen, historischen wie aktuellen Themen zu Indonesien und Malaysia. Hochinteressant die Vorträge von Taufiq Abdullah, Jakarta, von Ingrid Wessel, Berlin, und von Victor Sumsky, Moskau, die unter dem Vortragstitel von Taufiq Abdullah subsummiert werden könnten: *Democracy is everybody's desire, continuity is somebody's interest.* Alle drei analysieren die aktuelle politische Situation Indonesiens aus den Erfahrungen des zwanzigsten Jahrhunderts und in einem Entwurf auf die Zukunft, die aus den historisch erwachsenen Gegebenheiten heraus Veränderungen hat wachsen lassen, denen die Staatsmacht nun Rechnung tragen muß. Bezeichnend dürfte in diesem Zusammenhang auch sein, daß es dieses Mal kein historisch-javanisches Thema bei der Tagung gab, das eine Vorstellung von javanischer Vormacht wie auch immer unterstützend trug. ◆

Josef Schloßmacher

In der Falle der Selbstzensur. Die indonesische Künstlerin Sarumpaet über Kunst und staatlichen Druck

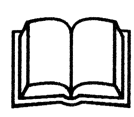
Kaum einer der gegen sie erhobenen Vorwürfe scheint der indonesischen Autorin und Regisseurin Ratna Sarumpaet unsinniger als dieser: Daß sie die Themen ihrer Stücke — über Frauen und andere Unterprivilegierte in der Gesellschaft Indonesiens — nur aus populistischen Motiven auswähle. Sarumpaet selbst ist überzeugt, daß sie als Künstlerin in der Verantwortung gegenüber den Menschen nicht nur in ihrem eigenen Land steht. Dies betonte die Künstlerin aus Jakarta bei ihrem Besuch im Kölner Bürgerzentrum Alte Feuerwache, wo sie — auf Einladung der Deutsch-Indonesischen Gesellschaft — einen Videomitschnitt ihrer jüngsten Bühnenarbeit zeigte.

Ratna Sarumpaet ist eine von ganz wenigen Frauen, die in der zeitgenössischen Kunst ihres Landes nicht bloß eine dekorative Rolle spielen. Schon seit mehr als zwanzig Jahren arbeitet sie am Theater und hat eigene Bühnenstücke geschrieben, daneben hat sie auch als Drehbuchautorin und Filmemacherin gearbeitet. Shakespeare-Adaptionen gehen dabei ebenso auf ihr Konto wie Inszenierungen indonesischer dramatischer Kunst.

Keine Frage, daß es die einstige Architekturstudentin in der vom Islam geprägten, durch und durch patriarchalischen Welt Javas schwer gehabt hat, sich selbst in der vordergründig liberalen Kunstsphäre durchzusetzen. Die Gewalt, der Frauen in ihrem Alltag ausgesetzt sind, ist auch das Thema von *Terpasung* ("In der Falle"), ihres letzten, auch selbst inszenierten Stücks. Es geht dabei nicht nur um den physischen Akt der Vergewaltigung, sondern auch um andere Zwangsverhältnisse, besonders innerhalb der traditionellen Familienstruktur.

Offenheit und Öffentlichkeit, glaubt Ratna Sarumpaet, ist derzeit für Indonesiens Gesellschaft unverzichtbar. Dabei sieht sie die bedrohlichen Tendenzen gar nicht einmal in offener Repression, gar Zensur, als vielmehr in einer zunehmenden Bereitschaft zur Selbstzensur und der immer wirkungsvolleren Herrschaft der "Kulturindustrie". Ein Beispiel hat sie selbst vor wenigen Jahren erlebt, als sie ein Stück über den realen Fall gewaltsamer Einschüchterungen von Arbeiterinnen aufführte. Während staatliche Stellen die historischen "Märtyrerinnen" für sich vereinnahmten, wurde die Aufführung ihres Dramas, das sich kritisch mit der juristischen Aufarbeitung des Falls auseinandersetzte, behördlich gestoppt.

Natürlich kann die Regisseurin weder aufwendig noch kostspielig produzieren. Auch sind die Aufführungsmöglichkeiten ihrer Produktionen stark eingeschränkt; oft ist bereits nach einem guten Dutzend Vorstellungen Schluß. Für Ratna Sarumpaet jedoch kein Grund zur Resignation. Wenn es sein muß, arbeitet sie — wie bei *Terpasung* — auch mit einem relativ unerfahrenen Ensemble und setzt zudem auf die Mittel des dezidiert armen Theaters. Daß dies nicht einfach in einer Armseligkeit der Ausstattung enden muß, zeigt auch die internationale Resonanz: Für das nächste Festival von Avignon soll Sarumpaet mit einem indonesischen Ensemble ein Stück von Bernard-Marie Koltes inszenieren. ◆



"Der Ursprung der Messer und Beile. Gedanken zum zivilisatorischen Projekt rheinischer Missionare im frühkolonialen Neuguinea"
von Heinz Schütte

Das Neuguinea des Autors ist nicht Irian Jaya sondern Papua Niugini, die andere Seite der großen Insel. Doch dürfte es auf der Seite von Neuguinea unter niederländischer Herrschaft wohl nicht sehr viel anders zugegangen sein. Auch dort waren die Missionare die ersten, die sich mit ihrer Botschaft trauten, das Innere des Landes zu erobern.

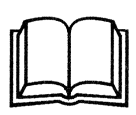
Der Autor sagt zu Beginn, daß es ihm nicht vergönnt war, Papua Niugini zu besuchen und die tradierten Berichte der Einheimischen über die Ereignisse der Missionierung zu erfahren und zu erforschen (die Provinzregierung von Madang lud ihn ein, die Zentralregierung in Port Moresby verweigerte ihm das Visum); er schöpft also nur aus jahrzehnte zurückliegenden Quellen missionarischer Briefe, Berichte und Anmerkungen und nennt seine Schrift das Ergebnis eines Kompromisses. Doch es eröffnen sich trotz dieses Mangels an Authentizität lebendige und nachvollziehbare gedankliche Bewegungen von der Seite der Papua-Gesellschaften wie von der der Wuppertaler Missionare. Das mag daran liegen, daß der Autor von vornherein Ambivalenz zuläßt und gar dazu auffordert, die eine wie die andere Seite, und innerhalb der beiden Parts wiederum die innere Ambivalenz und das, was sich daraus ergibt, mit Anteilnahme zu betrachten. Heinz Schütte erreicht es in seiner Darstellung, sich weder mit der einen noch mit der anderen Seite zu stark zu identifizieren, da er zum Vergleich mehrfach auf eine ganz andere Zeit rekurriert, auf das europäische Mittelalter, wie es in Schriften von Norbert Elias und Carlo Ginzburg bedacht wird. Das bettet zudem beide Partner des Missionierunsprozesses in einen weiten historischen Rahmen ein.

"Die Gesellschaften der alten Regime — das frühmittelalterliche Europa, die naturwirtschaftlichen Kleingesellschaften Neuguineas der 1880er Jahre — sind vergleichsweise totale und geschlossene Arrangements, aus denen der Ausbruch kaum vorstellbar ist ... Das ändert sich jedoch radikal mit der Ankunft eines Gegensystems in Gestalt der Kolonialverwaltung, der Pflanzer und Händler, der Missionen bzw. der Städte im frühmittelalterlichen Europa, die allesamt Inseln gesellschaftlicher, beruflicher und geistiger Alternativen bilden ... Das Gegensystem als geographisch-physischer Fluchtort ist die zeitlich-entwicklungsgeschichtliche erste Sache. Die zweite formt sich dann, wenn sich dieses Gegensystem dauerhaft ansiedelt und den Anspruch auf eine neue universelle soziale Ordnung erhebt." (S. 125)

"Der Ursprung der Messer und Beile" ist der Weiße, der bei den Papua um seinen Gott kämpft, der ihm quasi magisch zufallen oder sich ihm immer wieder verweigern kann.

Damit ist andeutungsweise der Kampf beschrieben, in dem die Papua einen überraschenden Part einnehmen. Das Buch ist lesenswert. (*Helga Blazy*)

Abera Network Asia-Pacific Bd. 1, Abera-Verlag, Hamburg 1995 ◆



Von Menschen und Märkten — Ambitioniertes Forschungsprojekt in Indonesien abgeschlossen
Berner Sumatra-Forschungen

Nirgends sonst kommen sich Menschen in so vielfältigen Beziehungen nahe wie auf Märkten: den regionalen, den internationalen. Ein schweizer-deutsches Forscherteam hat dieses Phänomen zum Gegenstand einer intensiven Untersuchung gemacht, deren umfangreiche Ergebnisse nun in einer deutschen Wissenschaftsreihe erscheinen. Ort der Feldforschung: Eine Hochlandregion im südwestlichen Sumatra, Indonesien.

So genau und so ausdauernd sind die Menschen in der Region von Rejang-Lebong noch nie befragt worden. Die beiden Hochlandtäler im Südwesten Sumatras waren auf der Landkarte der Ethnologen ziemlich weiße Flecken gewesen. Eine Herausforderung für ein sechsköpfiges Team der Universität Bern, Schweiz. Unter der Leitung von Prof. Dr. Wolfgang Marschall, dem Chef des Instituts für Ethnologie in Bern, wurde ein außergewöhnliches Gemeinschaftsprojekt verwirklicht. Zwischen 1987 und 1990 lebten die Wissenschaftler in der abgelegenen Region und kamen mit der Bevölkerung in einen engen Kontakt. Das Besondere: Zum schweizer-deutschen Team gehörten Fachleute verschiedenster Disziplinen. Forschungsmethoden der Ethnologie wurden mit solchen der Geschichte, Geographie, Soziologie und Psychologie kombiniert.

Ausgehend vom Markt — ganz wörtlich und lokal zu verstehen — wurden Fragen gestellt, die schließlich alle Lebensbereiche einschlossen und den unmittelbaren Markt der Menschen in den Zusammenhang von Staat und Weltmarkt brachten.

Vereinfacht gesagt: Was bedeutet den Menschen einer ziemlich überschaubaren Region im Südwesten Sumatras die große, weite Welt? Und wie wirkt die auf den Alltag dieser Menschen ein? Am Beispiel der Kaffeeproduktion läßt sich die

Wechselbeziehung, die Abhängigkeit, besonders exemplarisch nachweisen. Fünf Dissertationen sind bisher aus der Fülle des in Sumatra gesammelten Materials geschrieben worden. Der Laie wundert sich, was alles die Wissenschaftler vor Ort zusammengetragen haben an Themen, Daten, Fakten. Wie wichtig das Forschungsprojekt von der indonesischen Seite bewertet wird, zeigt sich an der Unterstützung durch die Indonesische Akademie der Wissenschaften, LIPI (*Lembaga Ilmu, Pengetahuan Indonesia*), und das Landwirtschaftsinstitut in Bogor, IP (*Institut Pertanian Bogor*). Das interdisziplinäre Projekt wurde auch international von zahlreichen Sponsoren gefördert.

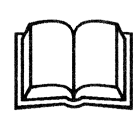
Nun liegt die Materialsammlung vor, die ihresgleichen sucht. Rejang-Lebong ist eine farbige, wohl gefüllte Landkarte der Wissenschaft geworden. Der deutsche Wissenschaftsverlag Dietrich Reimer in Berlin, eine renommierte Adresse für derartige Indonesienwerke, gibt die Bände der Untersuchung unter dem Reihentitel "Berner Sumatra-Forschungen" heraus. Vier anspruchsvolle Bücher sind bereits erschienen, drei weitere sind in Vorbereitung. Einzelne Themen beispielsweise: Soziale und kulturelle Veränderungen im Spannungsfeld zwischen zentralstaatlicher Vereinnahmung und lokalen Machtstrategien. Tausch und Geld in Zentralsumatra. Händlerinnen, Goldgräber und Staatsbeamte. Waldgeister und Reisseelen.

Da sind viele Abhandlungen, methodische Interpretationen, statistische Angaben nur für den Spezialisten von Interesse, den Ethnologen, den Historiker, Politologen, Wirtschaftswissenschaftler. Doch spannend wird es auch für den Nicht-Fachmann, wenn die Feldforscher aus der Schweiz und Deutschland in ihre Texte einfließen lassen, wie sie all ihre klugen Erkenntnisse erworben haben. Da ist nämlich von Menschen die Rede, von der komplizierten, gelegentlich auch konfliktreichen Begegnung zwischen den Mitgliedern sehr verschiedener Kulturen. Zwischen und neben den trockenen Wirtschaftstexten erscheinen Alltagsbeobachtungen, Gesprächszitate, Ortsbeschreibungen. Da wird deutlich, daß weder westliche Forscher blutleere, emotionslose Wesen sind, noch die befragten Informanten vor Ort bloße Stichwortgeber. In den Jahren der Feldarbeit kamen sich Menschen näher, die sich etwas zu sagen haben: Neugierige Leute aus Europa, die ihren Wissensdurst in verläßliche Wissenschaft übertragen; Menschen in Sumatra, die ihrerseits Fragen stellen. So steht denn eines auch in der wissenschaftlichen Aufarbeitung des mehrere tausend Seiten umfassenden Materials: Der Dank für die Gastfreundschaft in Indonesien. (*Rüdiger Siebert*)

Bisher erschienen als "Berner Sumatra-Forschungen":

- Galizia, Michele: "Aufstieg und Fall der Pasirah. Soziale und kulturelle Veränderungen im Spannungsfeld zwischen zentralstaatlicher Vereinnahmung und lokalen Machtstrategien". Reimer Verlag Berlin.

- Marschall, Wolfgang: "Menschen und Märkte. Wirtschaftliche Integration im Hochland Sumatras". Reimer Verlag Berlin.
- Prodolliet, Simone: "Händlerinnen, Goldgräber und Staatsbeamte. Sozialgeschichte einer Kleinstadt im Hochland Südwestsumatras". Reimer Verlag Berlin.
- Psota, Thomas: "Waldgeister und Reisseelen in Südwest-Sumatra. Die Revitalisierung von Ritualen zur Erhaltung der komplementären Produktion". Reimer Verlag Berlin.
- Schneider, Jürg: "From Upland to Irrigated Rice. The Development of Wet-Rice Agriculture in Rejang Musi, Southwest Sumatra". Reimer Verlag Berlin.
- Znoj, Heinzpeter: "Tausch und Geld in Zentralsumatra. Zur Kritik des Schuldbegriffes in der Wirtschaftsethnologie". Reimer Verlag Berlin. ◆



"Eingefangene Fäden. Textile Verzierungstechniken in West-Timor"

von Heidrun & Herbert W. Jardner

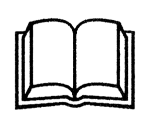
Die Autoren präsentieren mit diesem Buch eine vollständige Dokumentation, Beschreibung und Analyse der Webkunst der Atoin Meto in Amanuban / Südzentraltimor. Dies Buch ist das erste Produkt ihrer Feldforschung, die sie zwischen 1990 und 1992 in den Territorien Amanuban, Amanatun und Molo durchgeführt haben. Mehrfach wird im Text auf einen zweiten noch ausstehenden Band verwiesen, der den soziokulturellen und traditionellen Hintergrund der Webkunst bei den Atoin Meto beleuchten soll.

Gewiß ist es verdienstvoll, die Weberei dieser Kultur so detailgetreu und akribisch zu dokumentieren. Im vorliegenden Band vermißt der an indonesischen Kulturen interessierte Leser jedoch bis auf einige knappe Hinweise Verbindungslinien zum Zusammenleben und Denken der Atoin Meto, die ihm die Techniken des Webens im spezifischen kulturellen Kontext lebendig werden lassen. Daher mag ein solcher Leser den zweiten Band erwarten, da er in diesem bei der außerordentlich in Einzelheiten gehenden Fülle von technischen Angaben auf den 169 Seiten Text vor lauter Details kein Webstück mehr als Synthese vor Augen hat; ein webkundiger Leser mag den ersten Band genießen können.

Die Sprache der Autoren wirkt zudem manchmal umständlich; wenn man zu sehr um Genauigkeit bemüht ist, erreicht man zuweilen einen gegenteiligen Effekt. So mag der mit der Webkunst nicht vertraute Leser an manchen Stellen vermuten, daß es nicht allein sein Unvermögen ist, dem Text zu folgen, sondern daß die Autoren ihren Text zuweilen etwas unklar 'gewebt' haben und den Leser wechselnd über- oder unterschätzen.

Ein Buch ist für das hier präsentierte Material vielleicht nicht das günstigste Medium, da so getrennt wurde zwischen den detailliert beschriebenen Vorgängen des Webens in diesem Band und der hinter der Weberei der Atoin Meto stehenden Gedankenwelt, die in einem zweiten Teil nachgeliefert werden soll. In einem gut kommentierten Film könnte das Material sehr viel lebendiger werden. (*Helga Blazy*)

Abera Network Austronesia Bd. I, Abera Verlag Hamburg 1995 ◆



"Récits de voyage des Asiatiques. Genres, mentalités, conception de l'espace"
Claudine Salmon (Hrsg.)

Wie schön, daß es Kolloquien gibt und Bücher darüber, die von Reisen sprechen, von denen ich mir bisher nie ein Bild gemacht hatte. Haben Sie schon einmal von Herlina gehört, einer jungen Indonesierin mit javanisch-deutscher Abstammung, die als erste und einzige Frau auf der indonesischen Seite gegen die Niederländer um Irian Jaya kämpfte? Herlina stürzte in geheimer Mission als Fallschirmspringerin im Dschungel Irian Jayas ab und kämpfte tagelang um ihr Leben, bevor sie von Einheimischen gefunden wurde. Sie kehrte danach in offizieller Mission zurück nach Irian und bewegte beim ersten wie beim zweiten Mal durch ihre Liebe zum Indonesischsein viele Anhänger der Niederländer in Irian, sich der indonesischen Seite zuzuwenden. Savitri Scherer berichtet darüber in diesem Buch.

Fast ein Drittel der Beiträge gehen malaiisch-indonesischen Reisen nach. Es eröffnet sich ein weites Feld der Begegnungen und des neuen Verstehens. 21 Studien, als Ausgangspunkt für weitere Forschungen aufgetan, bieten den Blick auf ein weites Feld chinesischer, vietnamesischer, thailändischer, kambodschanischer und malaiisch-indonesischer Wanderungen. Wie schon in einigen Buchbesprechungen in KITA angedeutet, konzentrieren sich die französischen Wissenschaftler nicht auf die europäischen Begegnungen mit Indonesien und Südostasien im westlichen Gedankenraum, sondern gehen den asiatischen Wanderungen und Begegnungen nach und zeichnen deren Gedanken und Überlegungen dabei auf, westliche Kommentare stehen höchstens am Rande.

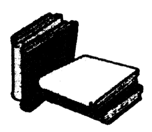
Vielleicht haben Sie das bekannte Buch von Danarto über seine Pilgerfahrt nach Mekka gelesen; doch wußten Sie, wie die Menge der Pilger sich vervielfacht hat, wußten Sie schon, wie die Bedingungen in Mekka sich zeitweilig verändern? Henri Chambert-Loir stellt in seinem Aufsatz *"L'écstase en plus. Récits indonésiens du pèlerinage à la Mecque (c. 1970-1994)"* Fakten und persönliche Erfahrungen indonesischer Mekka-Pilger zusammen.

Oder bedachten Sie je, daß Parada Harahap, Journalist und überzeugter Nationalist, 1933-34 eine Reise nach Japan unternahm, und über die japanische Wirtschaft und die kulturellen japanischen Modelle als eine Alternative zum Westen kontinuierlich berichtete. Wußten Sie von der Reise, die der indonesische Nationalist R. Soetomo 1936-37 nach Asien und Europa unternahm, auf der er z.B. in der malaiischen Gemeinde auf Ceylon ein Plädoyer für die weibliche Emanzipation hielt und gegen manche islamischen Bräuche (Marcel Bonneff). Über die Vorstellungen und Phantasien der malaiischen Gruppe auf Ceylon berichtet Monique Zaini-Lajoubert, ein bisher unveröffentlichtes Werk erforschend.

Erst seit dem 18. Jahrhundert haben die Europäer bemerkt, daß außer ihnen auch andere reisten und darüber schrieben, doch erst heute werden wir dessen mehr gewahr, daß wir den 'Weltraum' des westlichen Sehens mit anderen Augen und vielleicht ganz anderem Sehen teilen. Französische Südostasienwissenschaftler mit Blick über Indonesien und Malaysia oder auch über die ehemals französischen Kolonien hinaus machen immer stärker darauf aufmerksam, daß der Westen nicht allein reist und die 'Welt' erobert. (*Helga Blazy*)

Actes du colloque EFEO-EHESS de décembre 1994. Paris 1996 ◆





Büchermarkt

- Berninghausen, Jutta u.a.: "Zuhause wo der Pfeffer wächst. Ratgeber Indonesien". Horlemann Verlag Bad Honnef.
- Damshäuser, B. & U. Muntenbeck-Tullney (Hrsg.): "Nelkenduft in Wolkenkratzern: deutsche Experten über Indonesien". Jakarta: Katalis (in Druck).
- "Dumont visuell. Reiseführer Bali". 1996.
- Grant, Stephen: *"Former Points of View: Postcards & Literary Passages from Pre-Independence Indonesia"*. Lontar, Jakarta.
- Hoadley, Mason C. & Christer Gunnarsson (eds.): *"The village concept in the transformation of rural South-East Asia: studies from Indonesia, Malaysia, and Thailand"*. NIAS/Curzon Press, 1995.
- Konrad, Gunter et. al.: "Asmat — Mythen und Rituale — Inspiration der Kunst". Erizzo Editrice, Venedig 1995. (Die englische Ausgabe wird im September 1996 erscheinen.)
- Littrup, Lisbeth, ed.: *"Identity in Asian Literature"*. NIAS/Curzon Press 1995.
- Loose, Stefan: "Sumatra mit Penang und Melaka, Singapore und Jakarta". Travel Handbuch Bd. 15, Stefan Loose Verlag Berlin.
- Piaskowski, Jerzy & Alan Maisey: *"Technology of the early Indonesian keris, the results of metallographic examinations of ganjas"*. Warsaw: Asia and Pacific Museum, 1995.
- Ramage, Douglas E: *"Politics in Indonesia: Democracy, Islam and the Ideology of Tolerance"*. Routledge, London 1996.
- Salmon, Claudine (ed.): *"Récits de voyage des Asiatiques. Genres, mentalités, conception de l'espace"*. Actes du colloque EFEO-EHESS de décembre 1994. Paris 1996.
- Tahija, Julius: *"Horizons Beyond"*. Times International Books, Singapore.

- Tan Cheng Leong & Terrence Lim: *"Indonesia — Business and Investment Opportunities"*. Cassia Communications, Singapore.
- van Groenendaal, Victoria M. Clara: *"Java en Madura in de uitvoerende kunsten"*. KITLV Press 1995.
- Warnk, Holger: "Ernest Francois Eugene Douwes Dekker (Darnodirdjo Setiabudhi): Journalist, Politiker, Nationalheld". Mitteilungen der Internationalen Multatuli-Gesellschaft. Ingelheim 1996 (in Druck).
- *"Vocal Music from Central and West Flores."*
- *"Vocal and Instrumental Music fom East and Central Flores."*
- *"Music from the Forests of Riau and Mentawai."*
- *"Smithsonian Folkways"*. Smithsonian Institute, Washington DC 20560, USA.
- Schenk, Bernd (Hrsg.): "Kolonialismus und Literatur III". Mitteilungen der internationalen Multatuli-Gesellschaft Ingelheim, Bd. V, Fernwald: Litblockin 1995. ◆

Anzeige

Die Alternative auf BALI

NIRWANA COTTAGES

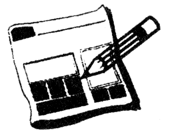
Candi Dasa Beach

Eine kleine, sehr gepflegte Bungalow-Anlage im balinesischen Stil unter indonesisch-deutscher Leitung, direkt am Strand in einem großen Palmengarten. Restaurant mit wechselnden Spezialitäten. Swimmingpool. Alle Bungalows klimatisiert. Hervorragende Möglichkeiten für Sightseeing, Tauchen ... oder einfach Entspannen. Ideal für Kinder.

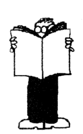
Standard-Bungalow ab US $ 35.--
De Luxe-Bungalow US $ 50.--

Weitere Informationen, Prospekte, Buchungen, etc.:
Denny Gerberding, Tel.: 05231/39136, Fax : 05231/39179

... hier stimmen Preis und Leistung ...



Infos



Unruhen in Jakarta

Die schwersten Unruhen seit 30 Jahren hat die indonesische Hauptstadt Jakarta am Wochenende des 27./28. Juli erlebt. Nach amtlichen Angaben kamen zwei Menschen ums Leben, inoffiziell war von mindestens sieben Todesopfern die Rede. 90 Gebäude brannten aus oder wurden anderweitig beschädigt.

Zu den Auseinandersetzungen kam es, als die Polizei die Zentrale der Oppositionspartei PDI stürmte und rund 200 Menschen verhaftete. Anhänger der Oppositionspolitikerin Megawati Sukarnoputri — Tochter des ersten indonesischen Präsidenten Sukarno — hatten sich geweigert, das Hauptquartier der Indonesischen Demokratischen Partei zu verlassen. Die steigende Popularität der 49-jährigen Megawati ist der Regierung seit längerem ein Dorn im Auge. Regierungsfreundliche Kräfte in der Partei hatten sie unlängst vom Posten der Vorsitzenden verdrängt. Es wird nicht ausgeschlossen, daß sie den jetzigen Präsidenten Suharto, der ihren Vater 1966 absetzte, bei Wahlen im kommenden Jahr offen herausfordern wird. (KStA, 29.7.96) ♦

Geiselaffäre in Irian Jaya beendet

Nach mehr als vier Monaten konnten die neun Geiseln einer Rebellengruppe — offiziell *"Security Disturbance Group"* oder GPK genannt — am 15. Mai von der Indonesischen Armee befreit werden. Wie Brigadegeneral Amir Syarifuddin erklärte, intervenierte die Armee erst, nachdem sämtliche Vermittlungsbemühungen des Roten Kreuzes gescheitert waren.

Ein Team des Internationalen Roten Kreuzes hatte am 12. März wieder Kontakt zu der Rebellengruppe in Jayapura, Irian Jaya, aufgenommen, die seit dem 8. Januar 12 Geiseln in ihrer Gewalt hielt.

Der Kontakt war seit mehreren Tagen abgebrochen. Das IRC-Team, das zuvor mit GPK-Führer Mozes Weror verhandelt hatte, flog in das Grenzgebiet von Jayawijaya und den Bezirk Paniai. Dort trafen sie mit Yudas Kogoya und Kelly Kwalik als Vertreter der GPK zusammen und händigten ihnen einen Brief ihres Führers aus. Über dessen Inhalt wurde nichts bekannt. Es gab keine Hinweise darauf, ob die Geiseln in nächster Zeit freigelassen werden würden. Mit der Geiselnahme wollte die GPK nach eigenen Angaben die Aufmerksamkeit der Welt auf ihren Kampf in Irian Jaya lenken. Die Geiseln befanden sich offensichtlich in

einem unzugänglichen Dschungelgebiet, nachdem sie Anfang des Jahres aus dem Dorf Mapnduma entführt worden waren. (Indonesien Report) ◆

❑ Bislang unbekanntes Volk in Irian Jaya entdeckt?

In einem entlegenen Dschungelgebiet der Provinz Irian Jaya soll ein unbekanntes "hellhäutiges" Volk leben. Diese Entdeckung will der Dorflehrer Cosmos Serang im Unterbezirk Bintuni gemacht haben, meldete die staatliche Nachrichtenagentur Antara. Danach soll das unbekannte Volk am Oberlauf des Flusses Werigar leben. "Angehörige des Stammes", behauptete der Pädagoge, "wurden Mitte Mai von Dorfbewohnern beim Suchen von Brennholz im Dschungel gesehen." Serangs Beschreibung zufolge sollen die unbekannten Menschen weißer Hautfarbe ausgesprochen scheu sein. Auch hätten sie Papageien, die angesichts von Unbekannten zu kreischen anfingen. Der Lehrer beschrieb die Mitglieder des Volkes als recht groß gewachsene Menschen. Sie sollen im Dschungel nach eßbaren Pflanzen suchen und Tiere jagen. Nachmittags fischten sie in einem kleinen See.

Serang möchte mit Unterstützung der Ortsbehörden eine Expedition vorbereiten, um mehr über das Volk zu erfahren. Es dürfte aber nicht einfach sein, den entlegenen Oberlauf des Flusses Werigar zu erreichen. Mit dem Motorboot, so schätzt der Lehrer, dürfte die Fahrt auf dem Fluß von Bintuni aus gut zwei Tage dauern. Der Unterbezirk Bintuni ist Teil des größeren Bezirkes Manokwari im Westen der an Papua Neuguinea grenzenden Provinz Irian Jaya. (dpa) ◆

❑ Grünes Licht für erstes indonesisches Atomkraftwerk

Schon im Jahr 2004 kann das erste Atomkraftwerk Indonesiens seinen Betrieb aufnehmen. Eine von der Regierung in Jakarta in Auftrag gegebene Durchführbarkeitsstudie japanischer Experten hat dem Projekt grünes Licht gegeben. Atomgegner befürchten jedoch Schlamperei bei der Umweltprüfung und warnen, daß der vorgesehene Standort erdbebengefährdet sei. Offiziell ist die japanische Durchführbarkeitsstudie zwar noch unter Verschluß und soll erst veröffentlicht werden, wenn auch die nationale indonesische Atomenergiebehörde BATAN zugestimmt hat. Über den europäischen Atomenergie-Informationsdienst 'NucNet' sind jedoch Einzelheiten nach außen gedrungen.

Danach hat die japanische Beratungsfirma "Newjec", eine Tochter des Kraftwerkbauers "Kansai", die Errichtung eines Atomkraftwerkes mit einer Leistung von 1.800 Megawatt vorgeschlagen. Das AKW soll entweder aus drei Blöcken

à 600 Megawatt oder zwei Blöcken à 900 Megawatt bestehen und das Netz der Hauptinseln Java und Bali versorgen. Nach den Berechnungen von "Newjec" soll das Atomkraftwerk dabei nicht teurer kommen als ein Kohlekraftwerk vergleichbarer Leistung mit Anlagen zum Filtern von Schwefel- und Stickoxid- emissionen. Als Reaktortypen werden von "Newjec" erprobte Baumuster westlichen Zuschnitts empfohlen. Unter den verschiedenen Optionen befindet sich ein mit schwerem Wasser moderierter Druckwasserreaktor des kanadischen Konsortiums "Candu/AECL", ein Druckwasserreaktor des japanischen Herstellers "Mitsubishi" und ein gleicher Typ des US-Unternehmens "Westinghouse". Auch ein Reaktor des französisch/deutschen Konsortiums "Siemens/Framatome", von "General Electric" oder des japanischen Konsortiums "Toshiba/Hitachi" werden empfohlen.

Von drei möglichen Standorten für das erste indonesische AKW hat sich die japanische Studie für Ujung Lemahabang auf der Muria-Halbinsel, etwa 450 Kilometer östlich von Jakarta, ausgesprochen. Eine Wiederaufbereitungsanlage abgebrannter Brennstäbe ist vorläufig nicht vorgesehen.

Obwohl Indonesien reiche Vorkommen an Kohle, Öl und Erdgas hat, liebäugelt die Regierung in Jakarta seit Jahren mit einem eigenen Atomkraftwerk. Als Argumente dafür werden die enorme räumliche Ausdehnung Indonesiens, der jährlich um zehn Prozent steigende Stromverbrauch und die Diversifizierung der Energieproduktion angeführt. Etwa 62 Prozent der gesamten Bevölkerung Indonesiens konzentriere sich auf die Inseln Java, Bali und Madura, die nur sieben Prozent der Landfläche ausmachten, schilderte der BATAN-Generaldirektor Djali Ahimsa. Während Java den höchsten Energieverbrauch habe, fänden sich aber die größten Vorkommen an Energieträgern fast am anderen Ende des 5.000 Kilometer langen Inselarchipels.

Ein bislang ungelöstes Problem ist allerdings die Bezahlung des Atomkraftwerkes auf Java. Ein 900-Megawatt-Kraftwerksblock wird derzeit mit Baukosten von zwei Milliarden US-Dollar veranschlagt. Im Gespräch sind deshalb zwei verschiedene Finanzierungsmodelle nach dem Schema *"Build, Operate, Own"* (BOO) oder *"Build, Operate, Transfer"* (BOT). Im ersten Falle würde der Bauauftrag an eine ausländische Firma übergeben, die das Kraftwerk auf unbegrenzte Zeit betreiben darf. Im zweiten Fall würde nach einer Frist von rund zwanzig Jahren das AKW in den Besitz des indonesischen Staates übergehen.

Umweltschützern und Kernkraftgegnern in Indonesien schwant bei dem vorgesehenen Standort in Ujung Lemahabang jedoch nichts Gutes. Java liege mitten in einer seismisch aktiven Zone, erklärte die Parlamentsabgeordnete Mire Laksmiari Prinyongo. Auf ihre Aufforderung, genaue seismische Untersuchungen des Standortes vorzulegen, habe "Newjec" nur ausweichend reagiert, berichtete sie. Sie gehe deshalb davon aus, daß nur eine flüchtige Überprüfung der Erdbebensi-

cherheit stattgefunden habe. Neben lokalen Umweltschützern kämpfen auch überregionale asiatische Anti-Kernkraft-Gruppen und "Greenpeace" gegen ein Atomkraftwerk in Indonesien.

Derzeit laufen allerdings in ganz Asien schon 77 AKWs, weitere 45 sind geplant oder im Bau. Japan, China, Indien, Pakistan, Südkorea und Taiwan besitzen bereits Atomkraftwerke. Neben Indonesien erwägen auch Thailand, Malaysia und Vietnam den Einstieg in die Kernkraft. Selbst die Philippinen, die schon schlechte Erfahrungen mit "Westinghouse" gemacht haben und seit Jahren auf einem halbfertigen, inzwischen wieder verfallenden Atomkraftwerk sitzen, überlegen, einen neuen Anlauf zu unternehmen. (ips) ◆

❑ Goethe-Institut in Surabaya muß schließen

Aus Geldmangel muß das Goethe-Institut weltweit fünf weitere Niederlassungen schließen. Wie das Präsidium der Organisation in München berichtete, sind von dem aus Bonn verordneten Sparkurs folgende Institute betroffen: Belo Horizonte in Brasilien, Bergen in Norwegen, Hyderabad in Indien, Surabaya in Indonesien und Turku in Finnland. Die befürchtete Schließung der Niederlassung in Rom habe mit Umstrukturierungsmaßnahmen noch abgewendet werden können.

Um die vom Bundesfinanzminister vorgeschriebene Personaleinsparung im öffentlichen Dienst zu erfüllen, sei kein anderer Ausweg geblieben, erklärte Präsident Hilmar Hoffmann zur Begründung und kritisierte: "Wir befürchten einen erheblichen kulturpolitischen Schaden im Gefolge dieser Maßnahmen." Bereits 1994 war das Goethe-Institut nach harten Sparauflagen des Bundesfinanzministers gezwungen, vier kleine Institute in Chile, Argentinien, Kolumbien und Schweden zu schließen. Im vergangenen Jahr konnte die Organisation durch "Verschlankung" ähnliche Schritte noch umgehen.

Das Goethe-Institut hat die Aufgabe, die deutsche Sprache und Kultur im Ausland zu pflegen. Es wird überwiegend vom Auswärtigen Amt finanziert. (AP apr 96) ◆

❑ Entwicklungspotential für Jakartas Börse

Unter Südostasiens Börsen pflegt Jakarta ein Schattendasein zu führen, das in eklatantem Gegensatz zu Indonesiens Wirtschaftskraft steht. Beim Blick auf das Börsengeschehen in Jakarta fällt als erstes die Dominanz der ausländischen Investoren auf. Während im benachbarten Malaysia nur 31 % des Börsenumsatzes von Ausländern bestritten werden, sind es in Jakarta 70 %. Dies führt dazu, daß häufig das Geschehen an der Wall Street den *Jakarta Composite Index* markanter prägt als einheimische Wirtschaftsdaten. Beobachter führen das geringe einheimische Interesse auf hohe Zinssätze, aber auch auf einen unzureichend entwickelten Finanzmarkt sowie auf die starke Stellung des chinesischstämmigen Unternehmertums zurück. Dieses ist wegen seiner traditionellen Überseeverflechtung, aber auch aus Sicherheitsüberlegungen bei seinem Anlageverhalten stark auf das Ausland orientiert. Bemerkenswert war, daß die politische Nervosität im Zusammenhang mit dem Tod von Präsident Suhartos Frau Ende April keine nachhaltigen Auswirkungen an der Börse zeitigte. Präsidentieller Einfluß pflegt sich demgegenüber in Aktienkursen niederzuschlagen, wenn der Suharto-Clan, wie unlängst bei einem Automobilprojekt, sein Wirtschaftsimperium erweitert. In nächster Zeit will die Regierung den Infrastrukturbereich verstärkt der Privatwirtschaft öffnen. Ferner soll der Ausbau des nicht von der Erdölförderung abhängigen Wirtschaftssektors beschleunigt werden. Dies bedeutet, daß an der Börse Gesellschaften des Elektrizitäts-, Baugewerbe- und Minenbereichs besonders gute Entwicklungspotentiale besitzen. (*Neue Zürcher Zeitung* 28.5.96) ◆

❑ Wirtschaftswachstum 1995: 8,07 %

Die indonesische Wirtschaft wuchs im letzten Jahr um 8,07 Prozent und übertraf damit die 7,48 Prozent des Jahres 1994. Dies gab am 18. April das Statistische Zentralamt in Jakarta bekannt. Das Pro-Kopf-Einkommen stieg von US $ 920 im Jahr 1994 auf US $ 1.023 im vergangenen Jahr.

Von neun Wirtschaftsbereichen konnten sieben ein überdurchschnittliches Wachstum verzeichnen, während die anderen beiden nur langsam wuchsen. Das stärkste Wachstum erzielten Landwirtschaft, Bergbau, Verbrauchsgüter, Handel, das Hotel- und Gaststättengewerbe, Verkehr und der Finanz- und Dienstleistungssektor. Langsames Wachstum verzeichneten die verarbeitende und die Bauindustrie.

Der Vorsitzende des Statistischen Zentralamts, Sugito, wies auf den Wandel hin, den die Wirtschaft des Landes in Richtung Industrialisierung durchmache. Dies werde durch den sinkenden Anteil des Landwirtschaftssektors und den steigenden Anteil der Industrie am Bruttoinlandprodukt deutlich.

Das Bruttoinlandprodukt umfaßte 1995 insgesamt US $ 190,3 Mrd. 55,99 Prozent davon entfielen auf den privaten Verbrauch und 28,76 Prozent auf Investitionen. Dies bedeutet, so Sugito, daß besonders die unteren Gesellschaftsschichten vom nationalen Wirtschaftswachstum profitierten, da der Verbrauch der oberen Einkommensklassen stagniere. "Dies ist ein besonders positives Zeichen für Indonesiens Wirtschaft."

Die Investitionstätigkeit stieg im vergangenen Jahr um 3,39 Prozent gegenüber 3,31 Prozent im Jahr davor. Diese Zahlen stellen die tatsächlich realisierten und nicht die Investitionsgenehmigungen dar, betonte Sugito. Damit sei eine gute

Grundlage für weiteres Wirtschaftswachstum sowohl im nächsten als auch in den kommenden Jahren gelegt. (Indonesien Report) ◆

❑ Indonesien trauert um Präsidentengattin

Sie war Präsident Soehartos bester Freund und engste Vertraute. Raden Ayu Siti Hartinah verstarb am 28. April im Alter von 72 Jahren nur eine Stunde, nachdem sie in ein Krankenhaus in Jakarta eingeliefert worden war.

Ibu Tien, wie Frau Soeharto allgemein genannt wurde, stammte aus einer alten javanischen Adelsfamilie. Ihr Sarg, bedeckt mit der indonesischen Nationalfahne und mit weißen Jasmingirlanden geschmückt, wurde mit einer Luftwaffenmaschine zum Familiengrab in die Königsstadt Surakarta geflogen. Tausende Indonesier nahmen an den Feierlichkeiten Anteil.

Allgemein wird erwartet, daß von den sechs Kindern der Soeharto-Familie die älteste Tochter Tutut (47) die Pflichten ihrer Mutter übernimmt. (Indonesien Report) ◆

❑ Protektionismus: Internationale Hersteller bringt Indonesien-Auto in Rage

Mit Empörung haben die großen internationalen Automobilfabrikanten auf die geplante Herstellung eines "Indonesien-Autos" reagiert. Sie werfen der Regierung in Jakarta unlauteren Wettbewerb vor, weil die koreanischen Zulieferer keine Zölle und Steuern bezahlen brauchen. Das Modell sollte ursprünglich in Indonesien zusammengebaut werden. Jetzt sieht es ganz danach aus, daß ein indonesisch-koreanisches *Joint-Venture* die Autos fix und fertig aus Korea liefert. Die "Kia-Timor Motors" wird die ausländischen Anbieter wahrscheinlich um ganze 50 bis 60 Prozent unterbieten. Anfang Juni erließ Präsident Suharto ein Dekret, das der "Kia-Timor" ein Importkontigent von 45.000 südkoreanischen Autos erlaubt.

Japan hat bereits angekündigt, das Thema vor die Welthandelsorganisation (WTO) zu bringen, sobald die ersten zollfreien Importe in Indonesien eintreffen, womit noch in diesem Monat zu rechnen ist. Die Autoriesen "Toyota", "Mitsubishi" und "Daihatsu" bringen es in dem Inselstaat gemeinsam auf einen Marktanteil von fast 95 Prozent. Auch "Chrysler" und "General Motors" aus den USA, "Volvo" aus Schweden und "Mercedes Benz" liefern an Indonesien und harren nun unruhig der Dinge. Ob Europäer, US-Amerikaner oder Japaner, sie alle sind sich einig, daß Indonesiens Regierung mit ihrer protektionistischen Politik gegen international vereinbarte Regeln verstößt.

Sogar die wenigen einheimischen Fertigungsbetriebe sind sauer, denn bei der "Kia-Timor Motors", die das Indonesien-Auto auf den Markt bringt, hat Hutomo "Tommy" Mandala Putra — einer von Präsident Suhartos Söhnen — die Finger im Spiel. Ein indonesisches Unternehmen, das sich ärgert, von dem Kuchen nichts abzubekommen, ist das von Bambang Trihatmodjo, einem anderen Sohn von Suharto, das sich bisher als gewinnbringender erwies als das von Hutomo.

Für Japan steht damit ein Jahresabsatz von 360.000 Fahrzeugen auf dem Spiel. "Toyota" hat bereits angekündigt, die Produktion in Indonesien um 20 Prozent zu drosseln. Beobachter erwarten, daß die internationalen Autofabrikanten ihre Fertigungsbetriebe nach Indochina verlegen könnten, wenn ihr Absatz sinkt. Dort ist die Arbeitskraft ebenso billig, doch das Kaufpotential geringer als in Indonesien.

Indonesiens Investitionsminister Sanyoto Sastrowardoyo betont, die internationalen Autolieferanten hätten Indonesien zwar 25 Jahre lang als Absatzmarkt genutzt, der ihnen jährlich fünf Milliarden Dollar eingebracht habe, doch nie hätten sie daran gedacht, ihre Technologie zu transferieren, was Indonesien Schritt für Schritt die Eigenproduktion erlaubt hätte. Nach Meinung Jakartas stehen die Chancen 50 Prozent, daß "Toyota" den Fall gar nicht erst vor die WTO bringen wird, weil es seine anderen Interessen im Archipel nicht gefährden will. Japan ist mit jährlich rund 2,16 Milliarden Dollar an Entwicklungshilfe, Krediten und Anleihen Indonesiens bedeutendster Kreditgeber. (ips) ◆

❑ Verbotene Zeitschriften erscheinen im Internet

In Indonesien haben verbotene Zeitschriften und Zeitungen einen Weg entdeckt, der staatlichen Zensur ein Schnippchen zu schlagen. Auf dem Umweg über das Internet, das sich jeder staatlichen Kontrolle entzieht und von keinem Gesetz erfaßt wird, erscheinen sie trotz Publikationsverbot. Zu den Nutznießern dieses Kunstgriffs gehört auch das Nachrichtenmagazin TEMPO, das von der Regierung im Juni 1994 geschlossen wurde. Der eifrige Säger an den dünnen Nerven Jakartas erscheint nun als "TEMPO Interaktif" auf den Web-Seiten des Internet und kann auch in Indonesien von jedem Internet-Benutzer abgerufen und vervielfältigt werden.

TEMPO, das seit dem ersten Erscheinen 1971 dreimal von den Zensoren Jakartas geschlossen wurde und zahllose Warnungen für seine investigativen Stories erhielt, versucht derzeit vor Gericht seine Wiederzulassung zu erreichen. In der ersten Instanz hat das Gericht bereits zugunsten von TEMPO entschieden. Die Berufung der Regierung vor dem Obersten Gerichtshof ist anhängig.

TEMPO erscheint im Internet unter folgender Adresse:

http:\\www.idola.net.id/tempo

Ein Verzeichnis der indonesischen Zeitschriften und Zeitungen, die im Internet erscheinen, findet sich unter folgender Adresse:

http:\\www.geocities.com/tokyo/5145

(ips) ◆

❑ Patriotismus

Der dekadente Westen hat *body piercing*, Asien hat Werte. Zum Beispiel Heimatstolz, wie eine Anekdote aus einer Essaysammlung des Asienkenners Ian Buruma (entdeckt von einem britischen Rezensenten) beweist. Einst fuhr eine Gruppe indonesischer Würdenträger aus der Hauptstadt Jakarta in die entlegene Provinz Irian Jaya. Zu ihrer Erschütterung wurden sie von Einheimischen begrüßt, die kaum mehr trugen als die ortsübliche lange und steil nach oben ragende Penishülle. Die Besucher ermahnten sie streng, sich in Zukunft wie anständige Indonesier anzuziehen. Beim nächsten Besuch eines Regierungsvertreters in Irian Jaya trug das Begrüßungskommittee wieder nur die inkriminierten Rohre — aber oben steckte jeweils eine kleine indonesische Flagge. (*DIE ZEIT*, 3.5.96) ◆

❑ Neue Richtlinien für eine ARF-Mitgliedschaft

Indonesien bereitet zur Zeit Richtlinien vor, welche die ARF-Kritierien (ARF = *ASEAN Regional Forum*) für beitrittwillige Staaten regeln sollen. Dieses Forum trat im Juli wieder zusammen, berichtete Außenminister Ali Alatas in Jakarta.

Ziel von ARF ist es, Konfrontationen durch Verständnis, guten Willen und vertrauensbildende Maßnahmen auf ein Mindestmaß zu reduzieren. Zur Zeit sind 18 Nationen im ARF vertreten: Australien, Kanada, China, Japan, Laos, Neuseeland, Papua Neuguinea, Rußland, Südkorea, USA, die Europäische Kommission und die ASEAN-Staaten.

Nach einer Unterredung mit dem stellvertretenden US-Staatssekretär Peter Tarnof in Jakarta sagte Alatas, daß die neuen Richtlinien in Erwartung neuer Mitgliedsbewerbungen ausgearbeitet werden. Er erwähnte vor allem den Beitrittswunsch Großbritanniens und Frankreichs, die eigenständig neben der EU-Kommission ARF-Mitglied sein wollen. Außerdem erhielt Indien im vergangenen Dezember vollen ASEAN-Beobachterstatus, womit die Tür für eine Mitgliedschaft in ARF geöffnet ist. Allerdings war von einigen Seiten Bedenken hierzu geäußert worden, da Indien zu den inoffiziellen Atommächten zählt und Neu-Delhi bis heute den Nichtweiterverbreitungsvertrag nicht unterzeichnet hat. Alatas meinte

dazu, daß "Nuklearmacht oder nicht kein Faktor ist, der über eine ARF-Mitgliedschaft entscheidet." (Indonesien Report) ◆

❑ Zunehmende Kriminalität auf Bali stört ehrgeizige Tourismus-Pläne

Indonesien mit seinen gut 14.000 tropischen Inseln hat zwar große Pläne für den Ausbau seines lukrativen, staatlich geförderten Reisegewerbes. Aber eine wachsende Zahl von Kriminaltaten in Denpasar und anderen Teilen der von vielen ausländischen Urlaubern wegen ihrer natürlichen Schönheit bevorzugten Sonneninsel Bali stören diese Idylle. Der Fernsehsender RCTI in Jakarta berichtete in einer Reportage, Straßenräuber, Nepper und Betrüger hätten es auf Bali zusehends auf unbedarfte ausländische Reisende abgesehen. Besonders gefährdet seien Besucher aus Ländern wie Japan, weil sie als reich angesehen würden.

Dieser kritische Fernsehbericht mag einen Schatten auf ehrgeizige Pläne der indonesischen Regierung werfen, Indonesien als Reiseland bis 2005 für bis dahin erhoffte elf Millionen Touristen aus dem Ausland attraktiv zu machen. Der 75-jährige indonesische Präsident Suharto meinte, die Inselrepublik setze darauf, dann jährlich 15 Milliarden US-Dollar aus dem internationalen Reisegewerbe einzunehmen. Suharto eröffnete gemeinsam mit Singapurs Ministerpräsident Goh Chok Tong auf der dem kleinen Stadtstaat vorgelagerten indonesischen Insel Bintan ein Luxusferienzentrum für betuchte Erholungssuchende. Bintan in der Provinz Riau ist mit dem Schnellboot von Singapur aus in knapp einer Stunde zu erreichen. Das dort gebaute *"International Tourist Resort"* soll bei Fertigstellung in 15 Jahren insgesamt 23.000 Hektar umfassen.

Bisher ist Bali das touristische Hauptreiseziel Indonesiens. Aber unliebsame Zwischenfälle wie Überfälle auf Touristen, heißt es in den indonesischen Medien, könnten Touristen abschrecken. Dem Fernsehsender RCTI zufolge beschwerten sich inzwischen auch ausländische diplomatische Vertretungen in Jakarta bei den Ortsbehörden in Denpasar über die Zunahme solcher Zwischenfälle. Aber das Hotelgewerbe auf Bali stellte bisher keinen auffallenden Gästeschwund fest.

Indonesien hat amtlichen Statistiken zufolge 1995 rund 5,2 Milliarden Dollar von etwa 4,3 Millionen ausländischen Besuchern eingenommen. Schätzungen für das laufende Jahr gehen von rund fünf Millionen Ferienreisenden aus dem Ausland aus. ◆

❑ Gespräche über Osttimor

Die zweite Gesprächsrunde aller osttimoresischen Parteien (AETD) in Burg Schlaining in Österreich endete mit einer Sieben-Punkte-Erklärung, die sich für

Gespräche unter der Schirmherrschaft der UNO über den Status von Osttimor aussprach.

Außerdem wurde die bedeutende Rolle von Osttimoresen in Verwaltung und Aufbau des Territoriums hervorgehoben und die indonesische Regierung aufgefordert, die Lokalbevölkerung noch mehr an Administration, Wirtschaft, Handel und Investitionen zu beteiligen. An die Adresse Portugals richtete sich der Aufruf, konkrete Maßnahmen zur Erschließung der Ressourcen Osttimors zu ergreifen, zum Beispiel durch die Bereitstellung finanzieller und technischer Mittel an die Universität von Osttimor. Die Regierungen Portugals und Osttimors könnten des weiteren zusammen ein osttimoresisches Kulturzentrum in der Hauptstadt Osttimors, Dili, einrichten.

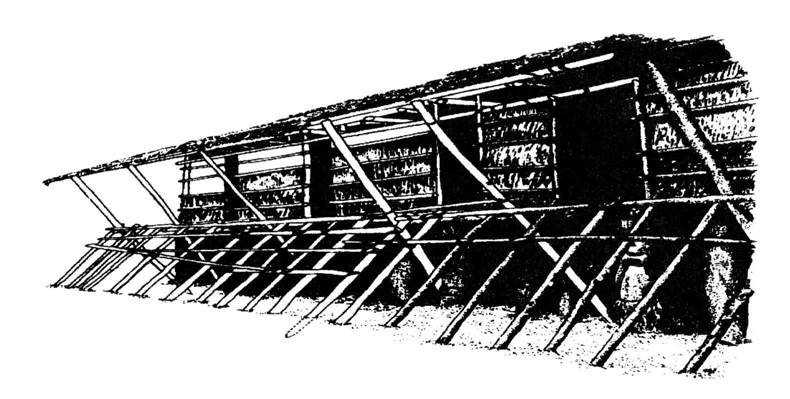
Im Schlußteil der Deklaration wurde die entscheidende Rolle der Katholischen Kirche in Osttimor gewürdigt. (Indonesien Report) ◆

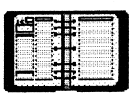
❑ "Lufthansa" erhöht Zahl der Flüge nach Indonesien

Die deutsche "Lufthansa" verstärkt ihre Luftverkehrsverbindungen von Frankfurt nach Jakarta von vier auf fünf Flüge pro Woche. Seit 1. April starten "Lufthansa" B-747-400 von Jakarta aus jeden Montag, Mittwoch, Donnerstag, Samstag und Sonntag.

Von Denpasar auf Bali besteht eine direkte Verbindung nach Frankfurt über Singapur an Samstagen und via Bangkok an Sonntagen.

Wie der Generalbevollmächtigter der "Lufthansa" für Indonesien, Emmerich, mitteilte, will die "Lufthansa" ihre Sitzkapazitäten in den kommenden 12 Monaten um 36 Prozent von 74.000 auf über 100.000 erhöhen. (Indonesien Report) ◆





Terminkalender

Veranstaltungen in Deutschland

- **12. - 22.09.'96: Köln** (Gothaer Kunstforum, Alteburger Wall 1) Ausstellung der Deutsch-Indonesischen Gesellschaft e.V. Köln und des Gothaer Kunstforums "Neun zeitgenössische Maler aus Indonesien" mit Bildern von A.D. Pirous, Boeldansjah Tirtawidjaja, Erna G. Pirous, Umi Dachlan, Sunaryo, Yetty Mikkelsen, Setiawan Sabana, Heyi Ma'mun, Tisna Sanjaya.
- **12.9.'96:** **Köln** (18.00 Uhr, Gothaer Kunstforum, Alteburger Wall 1) Eröffnung der Ausstellung "Neun zeitgenössische Maler aus Indonesien".
- **7.11.'96:** **Köln** (20.00 Uhr, Carl Duisberg-Gesellschaft, Weyerstr. 79) Deutsch-Indonesische Gesellschaft Köln: Patrizia Wackers "Nggua Ria — Das große Fest" (Eine völkerkundliche Fallstudie aus Flores. Dokumentation eines Reispflanzenfestes bei den Lio) Filmvorführung mit anschließender Diskussion.
- **8. - 10.11.'96: Köln** (Universität zu Köln) Studentische Arbeitstagung zu Südostasien.
- **20. - 23.11.'96: Düsseldorf** (Weiterbildungszentrum am Hauptbahnhof, Bertha von Suttner-Platz 1) "Heilpflanzen und Medizin in Indonesien" Auskunft: Pazifik-Europa-Brücke e.V., Tel. 0211 - 59 21 64.
- **7.12.'96:** **Köln** (ab 14.00 Uhr - 20.00 Uhr, Bürgerzentrum Alte Feuerwache, Melchiorstr. 3, Nähe Ebertplatz) "Indonesien-Tag" der Deutsch-Indonesischen Gesellschaft Köln, in diesem Jahr mit Schwerpunkt "Sulawesi" (Vorträge, Diskussion, Tanz und Musik, Bücher- und Geschenktische).
- **20.12.'96:** **Köln** (18.00 Uhr, Hotel Mondial, Kurt Hackenberg-Platz, Nähe HBF) Festlicher Abend der Deutsch-Indonesischen Gesellschaft Köln mit Diavortrag von Prof. Wilfried Wagner "Hinterglasmalerei in Indonesien".

Veranstaltungen des Apparats für Malaiologie der Universität zu Köln im Wintersemester 1996/97

Mo, 8.30 - 11.00 Uhr	Indonesisch I	Pink
Mi, 8.30 - 11.00 Uhr	Indonesisch III	Pink
Mo, 16.15 - 17.45 Uhr	Übungen zur Einführung I	Gerlach
Mo, 18.15 - 19.45 Uhr	Übungen zur Einführung III	Omar
Mi, 14.00 - 15.30 Uhr	Neujavanisch I	Pink
Mo, 13.00 - 14.30 Uhr	Batak Toba II	Blazy
Do, 17.00 - 18.30 Uhr	Einführung in das Minangkabau	Schulze
Mi, 12.30 - 14.00 Uhr	Proseminar "Interpretation indonesischer Gedichte"	Pink
Do, 18.30 - 20.00 Uhr	Übung "Raja Ali Haji und seine Zeit"	Schulze
Mo, 14.30 - 16.00 Uhr	Übung "Verbmorphologie in indon. Sprachen"	Blazy
Mi, 15.30 - 17.00 Uhr	Hauptseminar "Mangunwijaya"	Pink
Mi, 18.30 - 20.00 Uhr	(nach Vereinbarung): "KIK" Interdisziplinäre Veranstaltung zur gegenwartsbezogenen Südostasienforschung. Geistes- und kulturwissenschaftliche Fragen	Hilgers-Hesse

Veranstaltungen im Ausland

- **Delft** (Indonesie Museum Nusantara, St. Agathaplein 1): Ständige Ausstellung *"Empire of Treasures Nusantara"*.
- **Amsterdam** (Tropenmuseum, Linnaeusstraat 2, NL 1092 CK Amsterdam): Die neue Südostasien-Sektion des Museums ist für das Publikum geöffnet. Ausgestellt sind dort u.a. die schönsten Objekte der Sammlung des Museums zu Künsten und Kulturen Südostasiens, speziell Indonesiens. Öffnungszeiten: Mo - Fr 10.00 - 17.00 h, Sa und So 12.00 -17.00 h.
- **bis 25.8.'96: Utrecht** (Moluks Historisch Museum, Kruisstraat 313): Ausstellung *"Forgotten Islands: The mystery of the Southeast Moluccas"*.
- **16.8. - 10.10.'96: Warschau** (Asian Gallery) Ausstellung *"Traditional Balinese paintings from Batuan"*.
- **August - September '96: Przemysl** (National Museum) Ausstellung *"Nyoman Gunarsa: paintings and drawings, 1961-1971"*.
- **bis 1.9.'96: Amsterdam** (Tropenmuseum, Linnaeusstraat 2, 1092 AD Amsterdam) Ausstellung *"Verre vrienden van Jan Klaussen: poppenspel in Afrika en Azie"*.

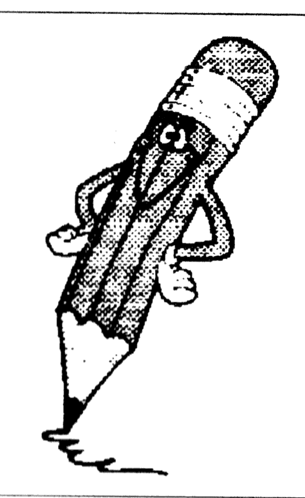
- **bis 15.9.'96: Rotterdam** (Museum voor Volkenkunde Rotterdam, Willemskade 25) Ausstellung *"Power & Gold"*.
- **bis 29.9.'96: Amsterdam** (Tropenmuseum, Linnaeusstraat 2, 1092 AD Amsterdam) Ausstellung *"Geweven documenten: Indonesische weefsels verzamelt door Georg Tillmann (1882-1941)"*.
- **28.10. - 13.11.'96: Textil-Studien-Reise rund um die Welt**

  Die Galerie Smend organisiert für Textil-Interessierte aus Europa eine Textil-Studien-Reise einmal um die Welt. Schwerpunkt der Reise sind Textilien aus Indonesien. Einige fest geplante Highlights aus dem Reiseprogramm: • Besuch der Sammlung von Mary Hunt Kahlenberg in Santa Fé, NM. • Teilnahme an der Eröffnung der Ausstellung in Los Angeles, County Museum of Art: "Batik — die Sammlung von Inger Mc Cabe-Elliot" am 30.10. • Besuch der Ausstellung *"The women's warpath — Iban ritual fabrics from Borneo"* im UCLA Fowler Museum of Cultural History, Los Angeles. • Besuch der Ausstellung *"Indonesian Batik"*, die Sammlung Eiko Kusuma im Toyama Art Museum bei Osaka. • Besuch der Ausstellung *"Batik, de Ziel van Java"* bzw. *"Sukma Jawa"* im Museum Textiel in Jakarta. • Nach Möglichkeit Teilnahme am *"International Symposium on Indonesian Textiles"* in Jambi, Sumatra vom 6.11. - 9.11. — Nähere Informationen: Galerie Smend, Mainzer Str. 31, 50678 Köln, Tel. 0221 - 31 20 47, Fax 0221 - 32 51 34.
- **Oktober '96 - August '97: Leiden** (National Museum of Ethnology, Steenstraat 1): Ausstellung: *"Forgotten Islands: the mystery of the Southeast Moluccas"*.
- **6. - 9.12.'96: Jayapura, Irian Jaya**: *"The Development of the Region of Irian Jaya"*.
- **9. - 13.12.'96: Leiden** (KITLV, Reuvensplaats 2, NL 2300 RA Leiden) Royal Institute of Linguistics and Anthropology: *11th Workshop on South-East Asian Studies "The Study of Endangered Languages and Literatures in South-East Asia"*.
- **15. - 16.1.'97: Leiden** (University of Leiden) *"Mystizism in South and South-East Asia"*. ◆

Anschrift der Redaktion:
Redaktion DIG-Magazin
c/o Helga Blazy
Hermann-Pflaume-Straße 39
50933 Köln

Einsendung von Leserbriefen und Beiträgen bitte an diese Adresse.

*Falls Sie einen PC besitzen, schicken Sie uns Ihren Beitrag bitte auf Diskette (**unformatiert**, MS-DOS, ASCII oder gängige Text-Programme).*
Fußnoten bitte am Ende des Textes.



Aus dem Inhalt:

ISSN 0948 - 3314